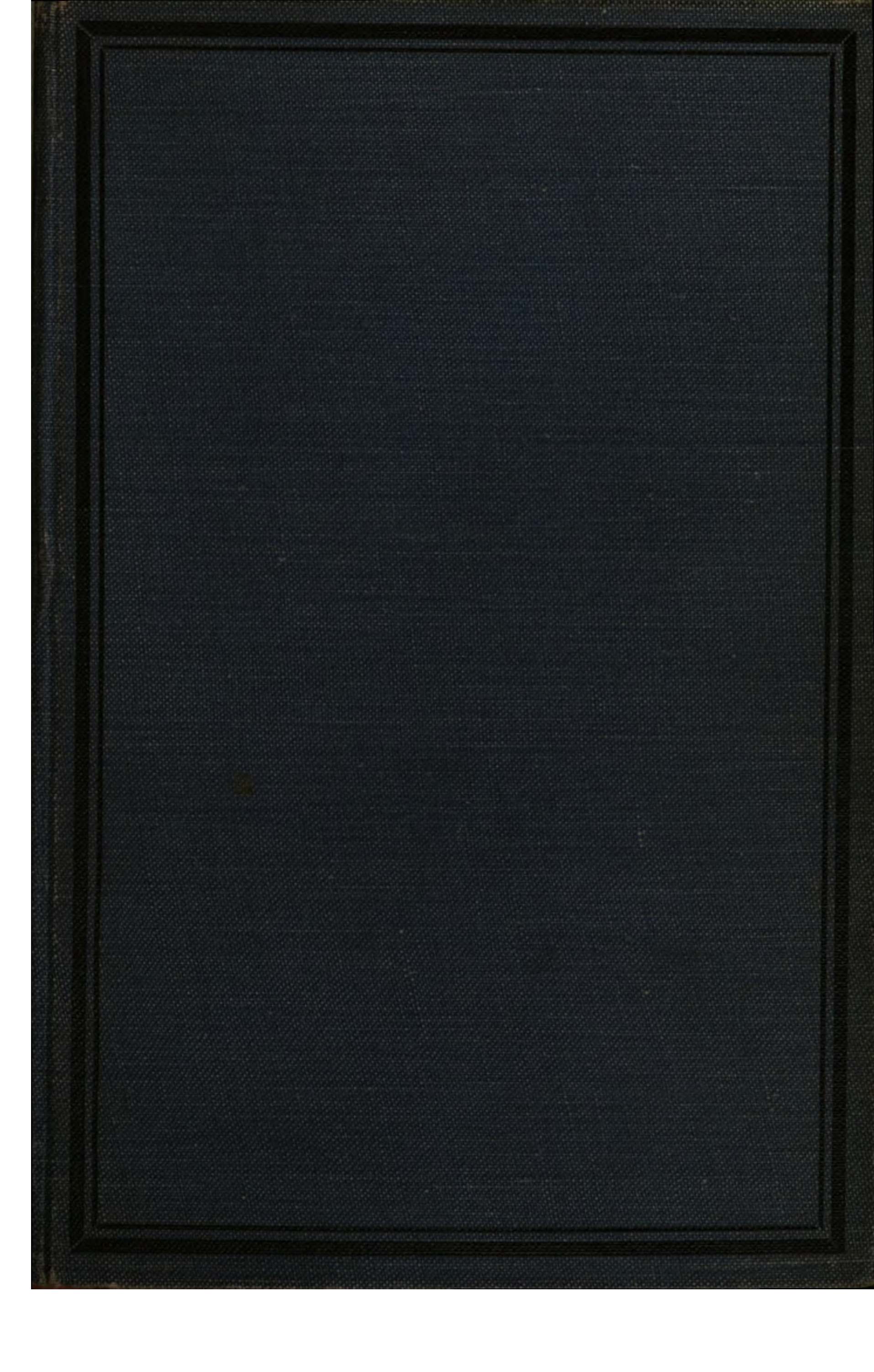
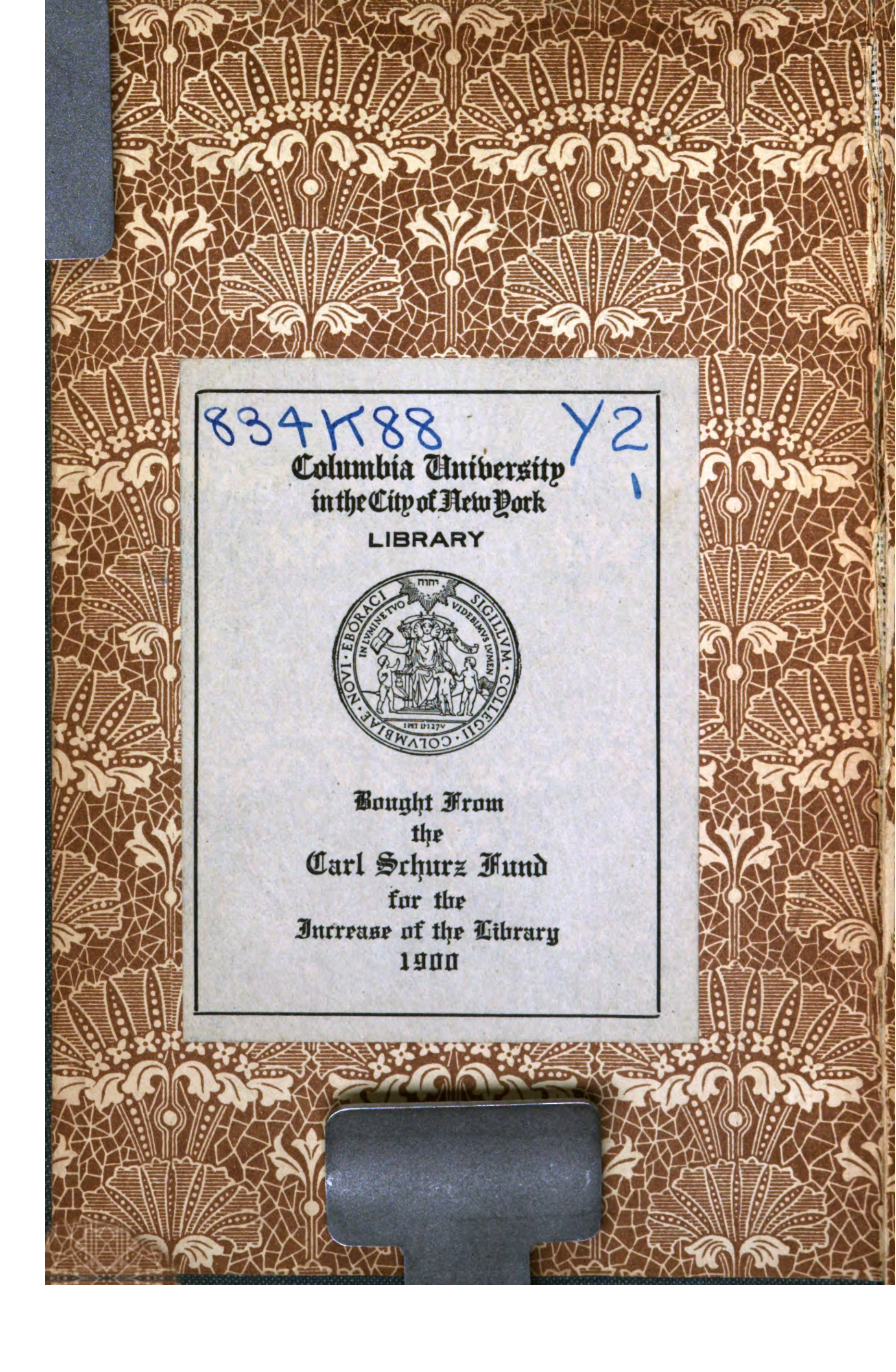
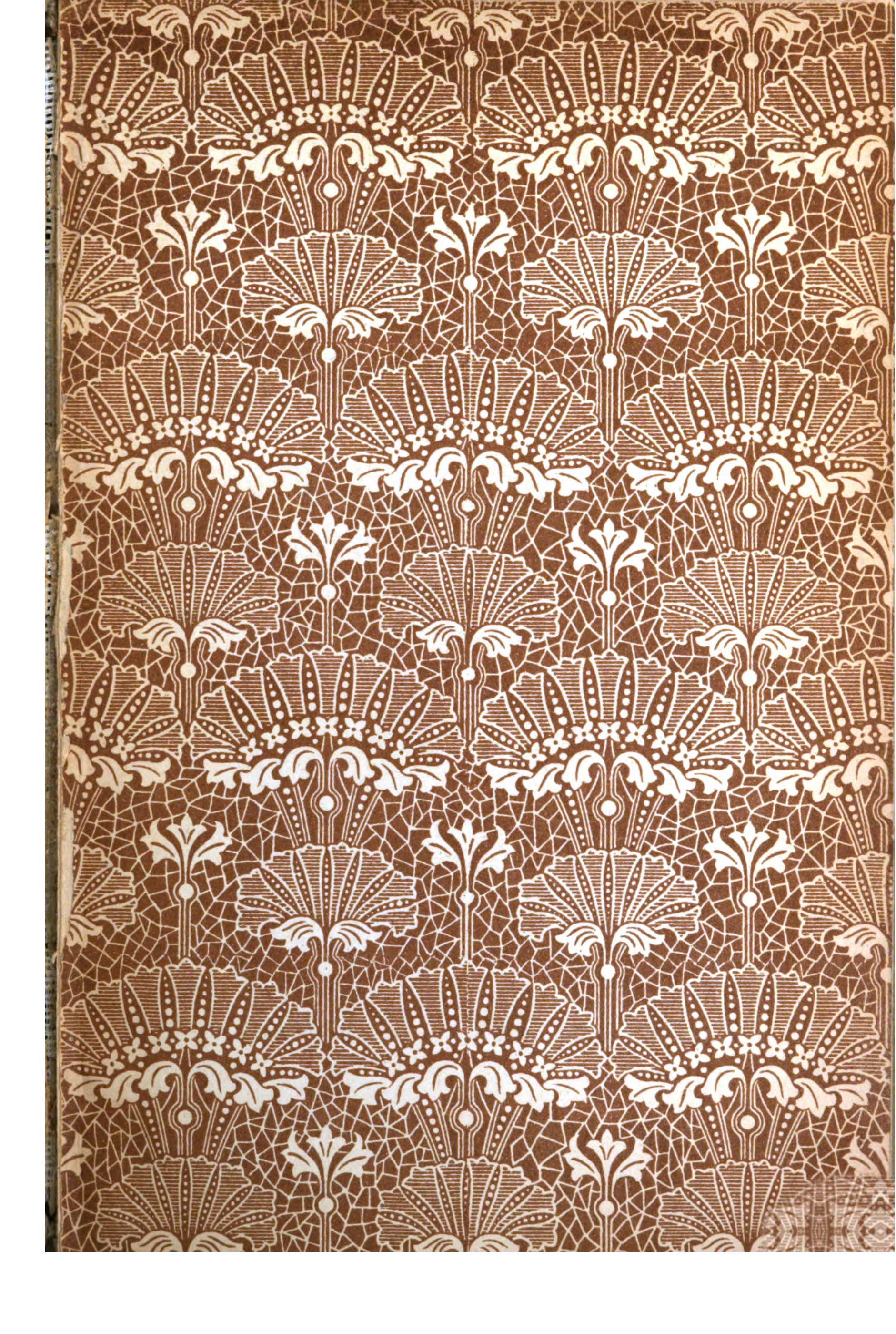




834K88 Y2 1
Columbia University
in the City of New York
LIBRARY
Bought From
the
Carl Schurz Fund
for the
Increase of the Library
1900



Verbundene Augen.

Erster Band.

Verbundene Augen.



Roman

von

Max Kretzer.

Erster Band.



Berlin W. 35.
Carl Duncker's Verlag.
1899.

I.

Am Spätnachmittag eines trockenen Novembertages, Mitte der achtziger Jahre, schritt ein junger Mann eilig eine jener schmalen und wenig belebten Straßen entlang, die das Rosenthaler-Viertel nach allen Richtungen hin durchschneiden. Während des Gehens prüfte er die Nummern der Häuser; dann blieb er hin und wieder stehen und studirte verschiedene Adressen auf einem kleinen Streifen Papier, den er in der hohlen Hand mit sich führte.

Bei dieser Gelegenheit mußte er die Schriftzüge dem Gesicht sehr nahe bringen, denn es war um die Zeit der beginnenden Dämmerung, wo die Laternenanstecker gerade im Begriff sind, an ihr Werk zu gehen, und die Menschen schattenhaft an einander vorübergleiten.

Endlich hatte er das Haus gefunden, das er suchte. Bevor er es betrat, überzeugte er sich von

dem Vorhandensein etwaiger Miethszettel. Danach pflegte er die Bewohner und ihr Gewerbe zu taxiren. Über der Hausthüre klebten nur zwei Papptafeln, also war es jedenfalls keiner jener großen Taubenschläge, wo Krethi und Plethi ein- und ausging und die Entréethüren von den Reißnägeln der Visitenkarten übel zerlöchert waren.

Er kannte derartige Häuser und hatte schlimme Erfahrungen in ihnen gemacht. Um so mehr freute er sich nun, vor einem stattlichen vierstöckigen Hause zu stehen, das sich zwar auf den ersten Blick durch nichts von den modernen Miethskasernen unterschied, dessen Façade und Fensterreihen jedoch einen durchaus sauberen Eindruck machten.

Die Wände des Thorweges und des Flures waren, soweit er es in dem Halbdunkel erkennen konnte, neu gestrichen und noch blank vom Firniß der Farben, und als sein Schritt auf dem Läufer der Treppe ungehört verhallte, hatte er die wohlige Empfindung eines Menschen, der sich beinahe heimisch fühlt. Auf dem dritten Treppenabsatz angelangt, erlebte er allerdings sofort eine kleine Enttäuschung. Er mußte wiederholt klingeln, bevor ihm geöffnet wurde und durch die schmale Spalte der Thür eine etwas kurze Frage nach seinem Begehr ertönte.

„Hier ist ein Zimmer zu vermiethen?"

Die Thür öffnete sich weiter, und die robuste Figur eines Weibes, das er für einen Dienstboten hielt, wurde sichtbar.

„J—awohl. Einen Augenblick. Ich werde gleich öffnen," erwiderte die Person etwas kurz, nachdem sie den Draußenstehenden mit einem raschen Blick von unten bis oben gemustert hatte, als hätte sie sagen wollen: „Du nimmst es ja doch nicht, also störe nicht unnütz."

Das rothe Gesicht verschwand wieder, und die Corridorthür wurde etwas unsanft geschlossen.

„Auf freundlichen Empfang scheint man hier nicht großen Werth zu legen," dachte Trolla etwas ärgerlich, während er geneigt war, das etwas geräuschvolle Vorlegen der Sicherheitskette in symbolischen Zusammenhang mit dem kleinen, gußeisernen Schildchen an der Thür zu bringen, das die Aufschrift trug: „Mitglied des Vereins gegen Verarmung und Bettelei."

Also jedenfalls anständige und wohlthätige Leute, bei denen ein bedürftiger Rechtskandidat gut aufgehoben sein würde. Da ihm die Spitzfindigkeiten des späteren berühmten Vertheidigers, von dem er träumte, bereits im Gemüthe lagen, änderte

er jedoch sofort diese Ansicht dahin, daß die vielverbreitete Aufschrift auch hier nur ein Nothbehelf sein könne, durch den man aufdringlichen Belästigungen entgehen wolle.

Es war gut, wenn man sich früh daran gewöhnte, einen doppelten Schluß zu ziehen. Bewährte sich der eine nicht, so doch der andere, und so kam man jedenfalls nie in Verlegenheit.

Sein nächster Blick galt dem Namen des Wohnungsinhabers. Irgendwo mußte er doch zu lesen sein. „Eine Treppe rechts“ hatte er sich nur notirt, also wollte er auch rasch in Erfahrung bringen, mit wem er „die Ehre“ haben werde, in den nächsten Minuten zu verhandeln.

Nachdem er mehrmals den Versuch gemacht hatte, seinem eigenen Schatten auszuweichen, und dadurch verleitet worden war, ärgerlich zu dem auffallend niedrig brennenden Gasflämmchen über seinem Haupte emporzublicken, das für den Geiz des Hauswirthes sprach, entdeckte er endlich unter dem Crystallknopf der Klingel eine kleine Stahlplatte, auf der er mühsam die fast verputzten, eingravirten Schriftzüge enträthselte.

„Dankelberg“, hatte er glücklich herausgefunden.

„Aha, das sind die berühmten Dankelbergs“,

dachte er dann in einer humoristischen Anwandlung, trotzdem er diesen Namen in seinem Leben noch nicht gehört hatte. Aber er gefiel ihm, schon um des harmonischen Klanges der Silben wegen.

Das Schnappen eines Thürschlosses riß ihn aus seiner Betrachtung. Es war wieder das ältliche Mädchen, das ihn einlud, das Zimmer zu betreten, dessen Eingang direkt am Flur lag.

Wie es schien, hatte sie erst rasch eine Lampe angezündet, die auf dem Sophatisch stand und etwas dürftig brannte.

„Die Herrschaft ist nicht zu Hause, aber sehen Sie sich nur Alles genau an," sagte sie und musterte ihn mit demselben Blick wie vorhin, was ihm aber diesmal nicht auffiel, weil seine Augen von anderen Dingen in Anspruch genommen wurden.

Er befand sich in einem ziemlich großen, zweifensterigen Raum, dessen üppige Möblirung ihn verdutzt machte. Nicht etwa, daß er sich für eine derartige Ausstattung zu gering gehalten hätte, denn als Sohn aus gutem Hause war er an eine behagliche Umgebung gewöhnt. Aber Alles, was er sah, vertrug sich nicht mit seinen augenblicklichen Verhältnissen.

Er hatte sich eine „einfache Bude," seinen Be-

dürfnissen entsprechend ausgemalt, und sah sich nun von Möbeln und Dingen umringt, die ihm, dem ziemlich Mittellosen, viel zu protzenhaft und aufdringlich erschienen, als daß er sich in ihrer Mitte seinem Studium ohne Sorge hätte hingeben können.

Er wußte nicht recht, was er aus dem Zimmer machen sollte. Es war weder Wohnzimmer, Schlafzimmer noch Arbeitszimmer. Schließlich aber, als er Alles genau gemustert hatte: die schwere Portière an der Seitenthüre, die bunt gemusterten Übergardinen, die kupferfarbenen Plüschfauteuils, den großen Velour am Boden, den bis zur Decke reichenden Trumeau und die große Schweizer Stutzuhr auf der eleganten Kommode, kam er zu der Überzeugung, daß man aus der Noth eine Tugend gemacht und durch das Hineinstellen von Bett, Schreibtisch und Kleiderspind eine Art Salon in einen vermiethbaren Raum umgewandelt habe.

Das Bett erregte ganz besonders seine Bewunderung. Es war auffallend breit, mit einer grünseidenen Steppdecke belegt und stand mit dem Kopfende unter einer Draperie von chinesisch gemustertem Stoff, die sich wie der schüchterne Anfang eines Baldachins von der Wand aus hervorneigte.

„Ei", dachte Trolla unwillkürlich, „darin muß es sich ganz famos schlafen." Und er stellte sich vor, wie schön es sein müßte, auf den weichen Pfühlen die Glieder zu strecken, falls er einmal mit einem etwas schweren Kopfe aus der Kneipe heimkäme. Auch der bequeme Diplomatenschreibtisch am Fenster gefiel ihm ganz besonders.

Er fuhr mit den Fingerspitzen über das grüne Tuch, beklopfte das Holz und bückte sich, um die Thüren mit den Beschlägen besser besichtigen zu können.

„Sehen Sie sich nur Alles recht genau an," klang es abermals, gedehnt wie zuvor, von der Thür her, wo die Dienstmagd nach wie vor unbeweglich stand.

Diesmal glaubte Trolla einen boshaften Ton aus ihren Worten zu hören, und so wandte er sich ihr zu, um sie zum ersten Mal etwas näher in Augenschein zu nehmen. Jetzt erst sah er, daß er kein mehr junges Mädchen vor sich hatte, sondern eine bereits angejahrte Person, deren kräftiges, noch gesundes Aussehen ihn zuerst getäuscht hatte.

Sie erschien ihm wie ein Mittelding zwischen Hausmädchen und Wirthschafterin. Dafür sprach ihr selbstbewußtes Auftreten, das bessere Kleid, das

sie trug, und das große Bund Schlüssel, das über das Band der befetteten Schürze eingehakt war.

Auch ein gewisser aufgeweckter Zug im breiten, gesunden Gesicht, der silberne Kopf einer Nadel im wüst zusammengesteckten Haar und kleine, goldene Knöpfe in den Ohrläppchen, wiesen auf eine bevorzugte Stellung im Haushalte hin.

Als Trolla nun mit einem raschen Blick all diese respektablen Merkmale umfaßte, hielt er sich für verpflichtet, einen höflichen Ton anzuschlagen.

„Bitte um Entschuldigung, wenn ich eine etwas eingehende Prüfung anstelle,“ sagte er mit einem Lächeln, „aber man findet nicht überall derartig behagliche Zimmer.“

„Kann schon sein,“ gab sie kurz zurück.

Ihr ruhiger, kalter Blick berührte ihn unangenehm. Es war der Blick eines Menschen, der mit verhaltener Ungeduld auf die Beendigung einer überflüssigen Unterredung wartet.

Trolla empfand das auch sofort, und es ärgerte ihn, von diesem etwas gewöhnlich aussehenden Weibe nicht für voll angesehen zu werden. „Eigentlich hat sie auch recht von ihrem Standpunkt“, dachte er, „denn sie wird Dir ansehen, daß Du das Zimmer doch nicht miethest.“

Was wollte er auch noch hier? Mit seiner Hoffnung, heute noch zu einer neuen Wohnung zu kommen, schien es also wieder nichts zu sein. Trotzdem zögerte er noch. Vielleicht war es eine gewisse Behaglichkeit, die ihn noch zurückhielt und ihn dazu drängte, seinen Blick immer aufs Neue im Zimmer umhergleiten zu lassen.

„Sind Sie die Wirthschafterin, wenn ich fragen darf?“ begann er wieder, um dadurch Zeit zu gewinnen, einen Entschluß zu fassen.

„Nein, aber die Schwester“, erwiderte sie wieder ruhig, ohne sich vom Fleck zu rühren.

Etwas erschreckt empfand er keine Lust zu fragen, von wem sie die Schwester sei. Wenn die übrigen Familienmitglieder ebenso kurz angebunden waren, dann hatte der künftige Chambregarnist auf besonders liebevolle Behandlung hier jedenfalls nicht zu rechnen. Bevor er sich empfahl, reizte es ihn aber doch, nach dem Preis zu fragen.

„Wieviel soll das Zimmer kosten?“

„Sie miethen es ja doch nicht.“

Mit verschränkten Armen blickte sie ihn höhnisch an, als wollte sie sagen: „Was hältst Du mich noch so lange auf, Du Windbeutel. Geh nur schon.“

Das war ihm doch zu viel. „Woher wissen

Sie das?", fragte er so herausfordernd, daß ihr Blick seine Festigkeit verlor.

Trotzdem schien sie durchaus nicht eingeschüchtert zu sein, erwiderte vielmehr ganz unverfroren: „Das sehe ich Ihnen an." Plötzlich fügte sie rasch hinzu: „Es ist wohl kalt draußen?"

Er wußte sofort, daß sie damit auf seinen Sommerüberzieher anspielen wollte, den er noch immer trug, und beschämt und erstaunt über ihre Keckheit, schwieg er. Dann aber faßte er sich rasch und sagte mit abweisender Miene: „Ich werde wiederkommen, wenn die Herrschaft zu Hause ist. Ich danke Ihnen."

Sie fühlte den Stich, machte einen schiefen Mund und sagte ziemlich wegwerfend, während sie nach der Lampe griff: „Geben sie sich doch keine Mühe. An Studenten vermiethen wir nicht. Und wenn schon, dann muß es ein feiner sein. Man macht sonst schlechte Erfahrungen."

Trotzdem Trolla geneigt war, das ganze Auftreten dieser Person mehr humoristisch aufzufassen, ärgerte er sich doch, daß sie nicht gleich den „Kandidaten" herausgefühlt hatte, und so reckte er sich in die Höhe und gab sehr von oben herab zurück: „Hören Sie, meine Liebe, ich habe nicht

das Vergnügen, Sie näher zu kennen, aber etwas mehr Umgangsformen möchte ich Ihnen doch wünschen. Ich empfehle mich Ihnen."

Einige Augenblicke zeigte sie sich verblüfft, dann aber platzte sie laut los: „Auf Wiedersehen, mein Herr Student. Das Zimmer kostet vierzig Mark, nun kann ich es Ihnen ja sagen."

Diesem Hohn wollte sie noch derbere Worte folgen lassen, als plötzlich die Außenthür, die offen geblieben war, laut knarrte, und gleich darauf zwei Damen das Zimmer betraten, von denen die Ältere sofort aufgeregt rief: „Aber Laura, was machst Du denn wieder! Ich hörte schon draußen Dein Benehmen. Kaum dreht man den Rücken, so hat man seinen Ärger mit Dir. Kannst Du dir denn gar nicht einen gebildeten Ton angewöhnen? Das mußt Du doch diesem Herrn sofort ansehen, daß er aus guter Familie ist."

Nachdem sie ein wenig Luft geschnappt hatte, fuhr sie, zu Trolla gewendet fort: „Entschuldigen Sie nur bitte, mein Herr, wenn der Empfang nicht ganz nach Wunsch ausgefallen sein sollte. Aber wenn man nicht zu Hause ist, geht gewöhnlich Alles verkehrt. Es kommt selten vor, daß wir Alle von Hause abwesend sind. Heute ging's aber

nicht anders. Emmy und ich hatten einen nothwendigen Gang. Meine Tochter nämlich," schloß sie mit einer Handbewegung auf ihre Begleiterin zu.

Trolla, der kaum wußte, ob er gehen oder bleiben sollte, verneigte sich gewohnheitsmäßig vor der Jüngeren, ohne im Augenblick viel Notiz von ihr zu nehmen. Die Lebhaftigkeit der Anderen ließ ihm auch keine Zeit dazu, denn sofort legte sie wieder los.

„Geh' nur jetzt, Laura, und besorg' den Kaffee. Sei so gut. Ich will es gewiß nicht mit Dir verderben, deshalb sage ich nochmals: sei so gut. Du mußt Dich aber auch ändern gegen unsere Besuche. Du weißt doch, wie es sonst wieder kommt."

„Ja doch, ja doch, ich will es ja thun," erwiderte Laura eifrig, aber doch in der Art einer Person, die im Innern ganz anderer Ansicht ist.

Und kaum hatte sie das Zimmer verlassen, so fuhr die kleine, rundliche Frau, deren behagliches, nicht uninteressantes Gesicht eine fast jugendliche Frische zeigte, mit derselben Redseligkeit fort: „Tragen Sie es ihr nur nicht nach, mein Herr. Sie hat auch ihre guten Seiten. Aber sie ist nun einmal verbissen und manchmal grob wie Bohnenstroh. Dadurch hat sie uns schon viel Ärger be-

reitet, aber sie ist und bleibt doch nun einmal die Schwester meines Mannes . . . Emmy, willst Du so gut sein?" unterbrach sie sich, während sie bemüht war, das pelzgefütterte Jaquet abzustreifen.

„Darf ich Ihnen behilflich sein?" fragte Trolla als höflicher Mensch und bemühte sich um sie.

„O, ich danke, ich danke," erwiderte sie lächelnd, während sie die kleinen, beweglichen Augen zu ihm emporrichtete. „Wenn man in die Jahre kommt, wird man recht unbeholfen."

Fast gleichzeitig mit ihm war die Tochter an ihrer Seite, die bei ihrem Eintritt Trolla mit Überraschung betrachtet hatte. Und während sie Beide an je einem Ärmel zogen, hatte Trolla Gelegenheit, das Mädchen verstohlen zu mustern. Sie hatte den Schleier noch vor, und so konnte er nun unter dem punktirten Gewebe die etwas spitzen Züge bemerken und die dunkeln Augen, die ihm auffallend groß erschienen. „Sie scheint nicht mehr ganz jung zu sein," dachte er dabei, während er ihr das Jaquet überließ und nochmals den Dank der Mutter entgegennahm.

Plötzlich that diese zu ihm sehr heimlich. „Sie kommen in Geschäftssachen, mein Herr, nicht wahr?" fragte sie leise. Als Trolla ihr die Antwort darauf

schuldig blieb, weil er ihre Andeutung nicht begriff, hielt sie das für eine Bestätigung ihrer Voraussetzung: „Einen Augenblick, wenn ich bitten darf. Wir werden gleich allein sein," fuhr sie in demselben Tone fort. Dann sagte sie laut zu ihrer Tochter: „Laß doch eine andere Lampe bringen, Emmy, und nimm mein Jaquet gleich mit. Hier, den Hut auch."

„Laß nur Mama, ich werde ihn Dir abnehmen."

Ihre Stimmr hatte einen singenden Klang, der Trolla angenehm berührte. Und als sie nun, bevor sie der Alten die Nadel aus dem Haar zog, mit einer raschen Bewegung den braunen Schleier bis über die Augen gestreift hatte, blickt er in ein durchaus jugendliches, aber blasses Gesicht, das eines gewissen pikanten Anstrichs nicht entbehrte.

Langsam nestelte sie dann den Hut los, wobei er die kleinen und schmalen, mit eleganten Glacés bedeckten Hände bewundern konnte. Sie blickte nicht auf, aber eine feine Röthe, die ihre zarten Wangen durchzog, bewies ihm, daß sie sich von ihm beobachtet glaubte.

Wortlos rauschte sie dann hinaus.

II.

Kaum befand sich Trolla mit der Alten allein, als diese einen Blick auf die soeben geschlossene Thür warf, wieder sehr geheimnißvoll that und mit gedämpfter Stimme sagte: „Sie kommen gewiß mit Empfehlungen, mein Herr, nicht wahr? darf ich fragen von wem? Gewiß sind Sie falsch unterrichtet, sonst pflegen die Herrschaften ja Bescheid zu wissen. Namentlich die Herren Officiere. Das Büreau meines Mannes befindet sich unten in der Stadt. Er ist den ganzen Tag über dort. Das heißt, wenn er nicht unterwegs ist."

Trolla erwiderte abermals uichts, weil er den ganzen Sinn dieser Erklärung nicht begriff.

„Aber so nehmen Sie doch Platz, bitte," unterbrach sie sich eifrig und schob ihm einen Fauteuil zu. „Wenn man sitzt, spricht's sich besser. Vielleicht kann ich Ihre Wünsche entgegenehmen, damit mein Mann darauf vorbereitet ist."

Es lag viel Wohlwollen in ihrem Wesen, das

ihn angenehm berührte. Trotzdem machte er von ihrer Einladung keinen Gebrauch, dankte vielmehr und meinte höflich, daß hier wohl ein Mißverständniß vorliegen müsse.

In demselben Augenblick kehrte die Tochter zurück und flüsterte ihrer Mutter etwas zu, wobei diese überrascht aufblickte und ein etwas langes Gesicht zeigte. Dann sagte sie, durchaus nicht böse: „Ach, Sie wollen das Zimmer miethen?"

Und als Trolla mit einen höflichen Nicken bejaht hatte, fuhr sie fort: „Das ist etwas Anderes. Dann bitte ich vielmals um Entschuldigung. Ich hatte Sie für einen Officier in Civil gehalten."

Sie lachte laut auf, die Tochter lächelte ebenfalls sehr stark, und Trolla fand diese Wendung so lustig, daß er in diskreter Weise die Heiterkeit der Beiden theilte. Ohne sich im Augenblick über die tiefere Bedeutung der merkwürdigen Auffassung viel den Kopf zu zerbrechen, hielt er es nunmehr für seine Pflicht sich vorzustellen, und so sagte er mit einer kurzen Verbeugung: Mein Name ist Trolla, Felix Trolla, Kandidat der Rechte."

„Freut uns sehr, mein Herr, erwiderte die Alte etwas gespreizt, aber durchaus mit derselben Liebenswürdigkeit wie zuvor.

„Ich hatte allerdings darum gebeten, das Zimmer besichtigen zu dürfen," fuhr Trolla fort, „aber ich sehe nun doch, daß es nichts für mich ist. Ich bitte um Verzeihung für die Störung." Er verneigte sich und wollte sich entfernen, als ihn Frau Dankelberg daran mit der Frage hinderte: „Ist es Ihnen zu theuer?"

„O, es ist jedenfalls sehr preiswürdig," wandte er aus Höflichkeit ein.

„Gefällt Ihnen etwas nicht?" fragte sie mit derselben Lebhaftigkeit, die eine gewisse Ängstlichkeit verrieth, „Sie brauchen nur zu bestimmen, dann wird es sofort geändert. Der Eine liebt es so, der Andere so."

„Im Gegentheil, ich finde Alles sehr schön und prächtig," erwiderte er abermals. Plötzlich faßte er Muth und fügte mit leichter Verlegenheit hinzu: „Meine Verhältnisse gestatten es mir nicht, soviel Miethe zu zahlen. Das geht weit über meinen Etat."

Seine Offenheit schien ihr zu gefallen, denn aufs Neue hielt sie ihn zurück, indem sie ihn fragte: „Was hat man Ihnen denn gesagt? Und als sie die Antwort erhalten hatte, rief sie in gut gemeinter Entrüstung aus: „Vierzig Mark! Emmy, was sagst Du blos! Tante Laura muß nicht recht

gescheidt sein. Ich weiß gar nicht, wie sie dazu kommt, sich solche Eigenmächtigkeiten herauszunehmen. Sie blamirt uns ja. Vierzig Mark, hier in dieser Gegend!"

Sie hatte das mehr zu ihrer Tochter gesagt und dabei vor Erstaunen die Hände zusammengeschlagen. Nun wandte sie sich wieder an Trolla, indem sie sagte: „Daran ist ja gar nicht zu denken, Herr Candidat. Ich kann mir vorstellen, daß Sie dadurch verblüfft geworden sind, aber das hängt ganz anders zusammen. Sie müssen nämlich wissen, daß meine Schwägerin ihre kleinen Bosheiten hat, wodurch sie mir immer einen Tort anthun will."

„Aber Mama —", fiel ihr die Tochter ins Wort, die derartige Erörterungen in Gegenwart eines Fremden jedenfalls nicht schicklich fand. Die Mutter jedoch ließ sich dadurch nicht aufhalten. „Es ist doch wahr, Emmy," fuhr sie mehr grollend als heftig fort. „Sie denkt immer, es wird ein Prinz kommen, der sich hier niederläßt. Entschuldigen Sie nur bitte, daß ich so spreche, aber ich ärgere mich jedesmal, wenn ich so etwas höre. Meine Schwägerin kann keine fremden Gesichter leiden, seitdem hier einmal ein Herr gewohnt hat,

für den sie sich interessirte.“ Ein energischer Blick der Tochter nöthigte sie, davon abzubrechen, und so gab sie ihrem Gedankengang sofort die Wendung: „Die wahre Ursache ist, daß sie glaubt, mehr Arbeit zu bekommen. Mich wundert's, daß sie Ihnen nicht gleich die Thür vor der Nase zugeschlagen hat.“

„Ich hatte es zuerst beinahe erwartet,“ warf Trolla keck ein, der nun diese Zustände hier für etwas sehr verwirrt hielt, sie aber sofort mit jenen kleinen Familienzänkereien entschuldigte, die wohl überall vorkamen. Er hatte auch im Augenblick an ganz etwas Anderes zu denken. Die Augen der Tochter hatten ihn angezogen. Sie hatte sich draußen ebenfalls schnell ihres Hutes und Jaquets entledigt und stand nun neben der Mutter als eine fast übermäßig schlanke, aber durchaus angenehm wirkende Brünette, deren zarter Teint sofort auffallen mußte. Es lag viel Zurückhaltung in ihrem Wesen, eine gewisse Scheu, sich nicht vorzudrängen, und das passive Bestreben, still zu beobachten und mehr zuzuhören als zu sprechen. Dabei schien sie nur darauf zu warten, um sich sofort beliebt zu machen. Denn kaum hatte die Mutter beiläufig erwähnt, daß es auch besser gewesen wäre, wenn die Tante gleich das Gas angesteckt

hätte, als die Tochter sofort bemerkte, daß sie das selbst besorgen werde und zum zweiten Male verschwand, um das nöthige Feuerzeug zu holen.

„Sie ist ein liebes Ding. Wenn ich die nicht hätte," sagte Frau Dankelberg hinter ihr her, ungefähr in der Art einer Mutter, die vernarrt in ihr Kind ist und jede Gelegenheit benutzt, mit dem Lob nicht zurückzuhalten.

„Ihr einziges Fräulein Tochter, wenn ich fragen darf?" warf Trolla ein, der das Gefühl hatte, als müßte er durch ein paar Worte auf die Anerkennung eingehen.

„Leider," brachte Frau Dankelberg seufzerartig hervor. „Sie ist uns nur geblieben. Wir haben mit unseren Kindern viel Unglück gehabt. Einer meiner Söhne ist beim Baden ertrunken, und mit dem andern ist es noch schlimmer gekommen."

Es war, als wollte sie noch etwas hinzufügen, mit einem abermaligen Seufzer jedoch brach sie ab, auf ihren Zügen den stillen Kummer einer Frau, in der plötzlich trübe Erinnerungen an Unersetzliches erwacht sind.

Einer erneuten, stummen Aufforderung, Platz zu nehmen, hatte er nicht mehr ausweichen können,

und so saßen sie sich nun gegenüber, wie zwei schnell vertraut gewordene Menschen.

Trolla glaubte zu errathen, was sie meinte. „Gewiß hat der Andere Hand an sein Leben gelegt," dachte er, sprach dann aber aus Höflichkeit kurz sein Bedauern über das Mißgeschick aus.

„Emmy hat uns viel zu schaffen gemacht," fuhr sie nach einer Pause fort. „In ihrer Jugend war sie immer schwach und kränklich. Und mehr als einmal dachten wir, sie würde uns draufgehen. Nach der Einsegnung ging's dann aber. Und jetzt ist sie ganz wohlauf, wenn sie auch so zart aussieht."

Sie mußte davon abbrechen, denn ihre Tochter trat wieder ein und setzte sofort einen Stuhl in die Mitte des Zimmers. Trolla jedoch schnellte sofort von seinem Sitze auf und bat um die Erlaubniß, ihr die kleine Arbeit abnehmen zu dürfen. Lachend, mit einer abwehrenden Bemerkung, hatte sie sich aber bereits auf den Stuhl geschwungen und entzündete nun die Flamme in der etwas unmodernen Ampel. Und ebenso gewandt war sie wieder heruntergesprungen.

„Turnen kann sie!" warf Frau Dankelberg wieder ein. „Sie hat auch Unterricht darin ge-

nommen. Der Arzt hatte es verordnet. Mancher Junge hätte es nicht besser machen können."

Emmy wurde roth und wandte sich ab, woraus Trolla entnahm, daß sie diese Offenheit in ihrer Gegenwart nicht angenehm berührte. Dann kehrte sie sich ihm plötzlich zu und sagte mit einer gewissen verschämten Liebenswürdigkeit: „Ich bin überzeugt, daß Sie das gar nicht interessirt, was Mama Ihnen erzählt. Aber es ist nun einmal ihre Art, Vorzüge an mir zu preisen, die ich nicht besitze."

„Wie gebildet sie spricht", dachte Trolla, dem diese Bescheidenheit sehr gut gefiel. Von Natur etwas blöde, hatte er vor wohlerzogenen jungen Mädchen einen bedeutenden Respekt, und so war er um eine Antwort verlegen.

Frau Dankelberg half ihm über sein nichtssagendes Lächeln hinweg, indem sie ihre Tochter an sich zog und mit großer Zärtlichkeit zu ihr sagte: „Du brauchst Dein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. Ein Dummchen bist Du doch wahrhaftig nicht, und das Herz hast Du auch auf dem richtigen Fleck. Nicht wahr, meine Kleine?"

„Aber Mama, was soll denn nur der Herr davon denken", kam es wieder mit demselben angenehmen Lächeln über ihre Lippen.

Trolla dachte allerdings in diesem Augenblick eine ganze Menge. Die ganze Art und Weise, wie man mit ihm hier verfuhr und ihn in eine Unterhaltung zog, die ihn kaum interessiren konnte, kam ihm sehr sonderbar vor. Der Zweck seines Erscheinens schien ganz vergessen zu sein, und ohne überhaupt zu wissen, ob er hier miethen würde, weihte man ihn bereits in die Familienverhältnisse ein. Er wußte nicht recht, wie er das auffassen sollte. Schließlich aber tröstete er sich sehr rasch mit dem Gedanken, daß man jedenfalls Etwas an ihm gefunden haben müsse, was Mutter und Tochter sympathisch berühre und ihn namentlich des Vertrauens der Ersteren würdig erscheinen lasse.

Er stand wieder, da er es nicht für passend hielt, sich zum zweiten Male zu setzen, bevor das Fräulein nicht Platz genommen haben würde. Plötzlich, als das Gespräch stockte, raffte er sich zusammen, machte eine steife Verbeugung und begann: „Dann bitte ich die Damen nochmals um Entschuldigung . . .“

Er kam aber auch diesmal nicht vom Fleck, denn sofort erhob sich Frau Dankelberg und sagte fast ängstlich: „Aber bitte, bleiben Sie doch noch. An den Preis brauchen Sie sich nicht zu stoßen,

wir machen kein Gewerbe aus dem Vermiethen, denn wir haben es eigentlich nicht nöthig. Das Haus gehört uns. Es liegt uns nur daran, einen ruhigen und anständigen Miether zu bekommen, und Sie machen auf mich den Eindruck, als wären Sie gerade der richtige."

Lächelnd und zögernd hatte sie die letzten Worte hervorgebracht, die er mit einem höflichen „Sehr schmeichelhaft" entgegennahm. Sie log keineswegs, um ihn durch eine oberflächliche Schmeichelei festzuhalten. Sein offenes, frisches Gesicht gefiel ihr und nicht minder die Gefälligkeit seines Wesens, die seine Unverdorbenheit verrieth. Es steckte Etwas in seiner hohen und schlanken Gestalt, das sie an die aristokratischen Allüren der jungen Herren erinnerte, mit denen ihr Mann geschäftlich zu thun hatte, und das zog sie ganz besonders an.

Bevor er noch viel überlegen konnte, hatte sie rasch mit ihrer Tochter einen Blick ausgetauscht, und so fuhr sie fort: „Wenn Ihnen zwanzig Mark nicht zu viel sein sollten, dann steht Ihnen das Zimmer zur Verfügung. Ich vermiethe es eigentlich nur, weil der Eingang direkt vom Flur ist und weil wir hinten noch große Räumlichkeiten haben, wo wir schlafen. Mein Mann muß

öfter Reisen machen, und dann ängstigen wir uns des Nachts sehr . . . Für Bedienung brauchten Sie nichts weiter zu entrichten, und was den Kaffee anbetrifft, so würden wir darüber wohl schon einig werden."

„Man kommt Dir ja hier ordentlich entgegen," dachte Trolla, der nahe daran war, diese außerordentliche Preisermäßigung etwas komisch zu finden. Zwanzig Mark — das ließ sich schon eher hören und vertrug sich auch mit seiner Monatskasse. Eine derartige Summe hatte er stets für ein anständiges Unterkommen angelegt und sich auch diesmal darauf vorbereitet.

Es gehörte nicht viel Witz dazu, um sich zu sagen, daß das Zimmer dafür gefunden sei, dennoch zögerte er abermals. Er befand sich in der Lage eines Menschen, der durch liebenswürdiges Verlocken an einer glänzenden, reichbesetzten Tafel Platz nehmen soll, ohne danach gekleidet zu sein. Er witterte irgend eine Gefahr, die ihm die Freiheit seiner Bewegung nehmen könnte.

Plötzlich fiel sein Blick auf einen glänzenden Gegenstand, der auf dem Schreibtisch stand und der ihm bereits bei der ersten Besichtigung ins Auge gefallen war, ohne daß er ihn weiter be-

achtet hätte. Nun aber erregte er seine Aufmerksamkeit.

„Ei, wo haben Sie denn das her?“ fragte er, nachdem er an den Schreibtisch getreten war und die kleine Figur, die anscheinend aus broncirtem Gips bestand, in die Hand genommen hatte.

„Das ist die Themis, die Sie ja am besten kennen werden,“ fiel Emmy lebhaft ein und trat ebenfalls näher.

Es war wirklich die Göttin der Gerechtigkeit, mit verbundenen Augen, Schwert und Waage in den Händen. Trolla zeigte sich freudig überrascht. Als hätte er in dieser prosaischen Umgebung plötzlich ein seltenes Kunstwerk entdeckt, das sein ganz bebesonders Interesse in Anspruch nähme, klopfte er mit dem Knöchel des rechten Zeigefingers an die hohl wie ein Topf klingende, schon etwas beschädigte Figur und musterte sie eingehend von allen Seiten.

„Ein Miether, ein Assessor, hat sie zurückgelassen,“ sagte Frau Dankelberg etwas gedehnt, während die Tochter sich rasch abwandte. „Sie muß wohl keinen großen Werth für ihn gehabt haben.“

Trollas Entschluß war gefaßt. Diese Figur erschien ihm wie ein gutes Omen, von dem er

sich im Augenblick leiten lassen müsse. In seiner Einbildung kam ihm das Zimmer plötzlich verändert vor. Er sah sich in schweigender Nacht bei brennender Lampe am Schreibtisch sitzen und im Anblick der heiligen Themis versunken. Sie würde ihm Anregung geben, seinen Beruf mit ganzer Seele zu erfüllen, nachzueifern dem Einen Rechte, an dem nicht zu kritteln und zu deuteln ist.

Sein letztes Zögern wurde durch einen leuchtenden Blick aus den Augen der Tochter bezwungen. Sie war wieder zurückgetreten und betrachtete ihn unverwandt, als wollte sie ihm die kommenden Worte von den Lippen lesen. Ihm schien es, als hielte sie dabei den Athem an.

„Wenn Sie gestatten, ziehe ich morgen ein," sagte er schnell, stellte die Figur auf ihren alten Platz und holte sein Portemonnaie hervor, in dem sich noch ein harter Thaler befand.

Mutter und Tochter geriethen in Bewegung.

„Es wird uns eine große Ehre sein," fiel die Erstere freundlich ein. Und sofort errathend, was er thun wollte, wies sie die Anzahlung zurück mit dem höflichen Bemerken, daß das nicht nöthig sei, denn sie sehe, mit wem sie es zu thun habe. Als wollte sie ihre gute Meinung von ihm noch extra

bestätigen, reichte sie ihm wie einem guten Bekannten die fleischige Hand hin, in die Trolla, aus Freude darüber, heute, am Letzten, noch bei Kasse bleiben zu dürfen, ohne Zwang die seinige legte. Dann empfahl er sich nach einer letzten, höflichen Verbeugung.

Als er die Doppelthür hinter sich hatte und mit einem gewissen Vergnügtsein die Treppe hinabstieg, stieß er mit einem jungen, etwas verwachsenen Mann zusammen, der in einem Havelock steckte und durch den Cylinderhut, den er trug, einen seltsamen Eindruck machte. Trolla fühlte das Bedürfniß sich eine Cigarre anzuzünden. Und während er stehen blieb und sich Feuer gab, entging es ihm nicht, wie der Kleine oben an dem Knopf der Thürklingel zog. Dabei kam er auf den Gedanken, das könnte ebenfalls ein Bewerber um das Zimmer sein, und so freute er sich, den Handschlag als der Bevorzugte weg zu haben.

„Na, da bist Du ja, Fritz," hörte er dann Lauras Stimme, nachdem geöffnet worden war. „Gut, daß Du kommst, es geht etwas vor."

Die Thür wurde wieder zugeschlagen. Und während Trolla mit Behagen die ersten Dampfwolken von sich stieß, hatte er die unangenehme

Empfindung, dieses „Etwas“ könnte sich auf ihn beziehen, und als Nachwirkung empfand er noch einmal den ganzen unerfreulichen Eindruck, den die Schwester mit dem mächtigen Schlüsselbund an der Schürze, auf ihn gemacht hatte.

Bald aber bekam er seine gute Laune wieder. Was ging das Alles schließlich ihn an? Er war nur Miether und frei wie der Vogel in der Luft. Mit dem Gleichmuth der Jugend, die sich schnell über alle Eindrücke hinwegsetzt, betrat er wieder die Straße.

III.

Der Frost hatte sich gesteigert, und so empfand Trolla in seinem dünnen Paletot den eisigen Lufthauch auf das Unangenehmste. Die Thatsache, daß allem Anscheine nach nunmehr der Winter mit Macht hereinzubrechen drohte, legte ihm den Gedanken nahe, am anderen Tage sofort den Winterüberzieher einzulösen, sobald er die übliche Monatsrate aus der Heimath in Händen haben würde. Er schlug den Kragen in die Höhe, versuchte das Frösteln zu überwinden und nahm dann wieder die Richtung, aus der er vorher gekommen war.

Berlin war inzwischen zum zweiten Male munter geworden, wie eine Schöne, die sich zum Vergnügen des Abends rüstet. Als Trolla in die Rosenthalerstraße bog, fluthete die Menge im Lichtschein der Schaufenster und der Laternen mit jener theilnahmslosen Geschäftigkeit an ihm vorüber, die den Grundzug jeder Großstadt bildet. Von jeher

hatte er es als einen angenehmen Zeitvertreib empfunden, um diese Zeit durch die belebten Straßen zu schlendern und sich an dem bunten Leben zu erfreuen. Ohne gerade menschenscheu zu sein, hatte er einen gewissen Hang zur Verschlossenheit, der ihn in den Augen seiner Bekannten zu einem Duckmäuser stempelte, aus dem man niemals recht klug werde. In Wahrheit hing diese Sonderheit seines Wesens eng mit seinen Verhältnissen zusammen, in erster Linie mit seiner Charaktereigenschaft, die ihn lieber diesen Vorwurf ruhig hinnehmen ließ, bevor er sich in seine Tasche gucken ließ.

Als Sohn einer Regierungsrathswittwe in Hannover, die außer ihrer Pension nur einen kleinen Zinsgenuß hatte, konnte er keine großen Sprünge machen, weil noch eine Schwester im Hause war, und ein um zwei Jahre älterer Bruder, der als Infanterieoffizier in einer kleinen Garnisonstadt stand, eines andauernden Zuschusses bedurfte. So litt er wie tausend Andere unter der großen Einschränkung der Gebildeten, deren verstecktes Elend nur deswegen der großen Menge verborgen bleibt, weil es nicht wie die socialen Wunden der Armen und Bedrückten zur Schau getragen wird. Hierzu kam eine zärtliche Liebe zu seiner Mutter, der er

um sein Leben gern jeden Kummer erspart hätte. So wurde es ihm nicht schwer, während seiner Studienzeit allerlei kleine Entbehrungen zu ertragen, denn er gehörte zu den glücklichen Naturen, die sich mit sich selbst zu beschäftigen verstehen und denen daher die Einsamkeit inmitten einer Millionenstadt weniger fühlbar wird.

Da er den Streifen Papier vermißte, auf dem sich die verschiedenen Adressen befanden, so hielt er es für besser, sich die Nummer des soeben verlassenen Hauses zu notiren. Seitwärts auf dem Bürgersteig stehend, war er so vertieft in dieser Beschäftigung, daß er nicht bemerkte, wie zwei Passanten, junge Männer in eleganter Kleidung, hinter ihm stehen blieben und sich gegenseitig anlachten. Erst als er mit einem „Halloh" angeredet wurde, blickte er auf.

„'n Abend Trolla. Du büffelst wohl schon auf der Straße," rief der Eine aus, der Größere von Beiden, der in einem langen und modernen bis über die Knie reichenden Winterpaletot steckte und einen sehr forschen Eindruck machte.

„Ah, guten Abend, Hiller . . dito Kramer," brachte Trolla ebenso überrascht als vergnügt hervor. „Ihr wollt wohl schon in die Kneipe?" fügte

er dann hinzu, ohne auf die Frage Hillers einzugehen.

Alle Drei schüttelten sich die Hände; dann erwiderte Kramer mit seiner auffallend hellen Stimme, die langsam und gemessen, wie in vornehmer Zurückhaltung, klang: „Je früher man anfängt, je mehr kann man trinken . . . Erst wollen wir aber etwas fürs Auge haben . . . . 'n kleinen Bummel durch die Friedrichstraße machen. Mädels verrückt machen und so. Vielleicht findet sich noch irgend eine versteckte Beauté. Habe zwar die Hoffnung schon aufgegeben, aber wer kann wissen. Sie kennen ja meinen ausgesuchten Geschmack. Kommen Sie doch mit."

Bei diesen Worten, die in innigem Zusammenhange mit der Erscheinung des Sprechers standen, konnte Trolla, wie gewöhnlich, kaum ein Lächeln unterdrücken.

Kramer, der für sein Alter unangenehm beleibt war, trug Knöpfschnabelschuhe mit Lackspitzen, weite, aufgekrempelte Beinkleider, kurzen, dunklen Paletot mit Krimmerbesatz, und einen dicken Modeknüppel, den er mit der Krücke nach vorn, gleich einer ausgelegten Lanze, unter dem linken Arme trug.

Als einziger Sohn des ersten Bürgermeisters

einer bedeutenden rheinischen Industriestadt, glaubte er es mit seiner Staatscarrière durchaus nicht eilig zu haben, und so war er einstweilen der ewige Referendar, von dem man schon seit zwei Jahren annahm, er werde endlich in sein Staatsexamen steigen, der es aber vorläufig behaglicher fand, Berlin als ein amüsantes Sodom und Gomorrha zu betrachten, in dem man das Jus beim Bierschoppen und bei der Weinflasche, und auch sonst wo hinter verschwiegenen Portièren, nicht zu tragisch auffassen dürfe, seine Renommirschmisse mit Würde zur Schau tragen könne, und dabei im Gönnerton den „alten Herrn" spielen dürfe.

Trolla meinte kurz, daß er keine Zeit habe. Hiller jedoch fiel sofort ein: „Bist Du immer noch auf der Wohnungssuche?"

Und als Trolla erklärt hatte, daß er von dieser Pein soeben glücklich befreit worden sei und eine geradezu beneidenswerthe Bude gefunden habe, sagte Hiller wieder: „Beneidenswerth ist gut; ist sogar kolossal gut. Ganz separée wohl?"

Etwas zerstreut nickte Trolla.

„Dann gratulire ich Dir," fuhr Hiller fort.

„Ich natürlich auch," brachte Kramer schnarrend hervor, da er eine riesige Meerschaumspitze zwischen

den Lippen hielt und zu phlegmatisch war, um sie bei dem schneidenden Wind aus dem Munde zu nehmen. „Sind Töchter da?“ fügte er dann in seiner bekannten leichtfertigen Weise hinzu.

Trolla, der sonst derartige Scherze wohl zu würdigen verstand, fühlte sich diesmal nicht geneigt, darauf einzugehen, er wußte kaum weshalb. So verneinte er denn kopfschüttelnd, wodurch sich Kramer nicht abhalten ließ, mit einer neuen Frage hervorzurücken.

„Also eine junge Wittwe, he? Gestehen Sie nur, verschlossener Vocativus Sie! Hoffentlich haben wir bald das Vergnügen, zur Einweihung bei Ihnen geladen zu werden. Ich bin für Punsch, es braucht ja nicht gleich eine ganze Terrine voll zu sein.“

Hiller, auf dessen hagerem, spitzen Gesicht fortwährendes Vergnügen lagerte, lachte zustimmend, während Trolla abermals nickte und dabei leichthin sagte: „Machen wir.“

„Alles in der Welt, nur machen Sie keine Chosen mit Hängenbleiben,“ sagte Kramer wieder gedehnt, der nicht gern lange mit seiner Lebensweisheit zurückhielt. „Davor nehmen Sie sich in Acht, lieber Trolla. Sie wissen, wie ich Sie

schätze, daran ist wohl nicht zu tippen. Deshalb Pardon für meine Offenheit."

„Sehr verbunden dafür," fiel Trolla, unwillkürlich heiter gestimmt, mit einem Kopfnicker ein.

„Aber in Ihnen steckt auch etwas von einem ungesunden Revolutionär, der bei Gelegenheit am liebsten seinen Kopf abnehmen möchte, um an dessen Stelle das Herz in den Stehkragen zu pressen," fuhr der Referendar fort.

„Das war wieder einmal schön gesagt, lieber Kramer," fiel Hiller mit Humor ein. „Wenn Sie später 'mal als Staatsanwalt in Ihren Plaidoyers solche Bilder anwenden, wird der ärgste Verbrecher nicht wagen, dagegen etwas einzuwenden, geschweige denn die Herren Vertheidiger, die beschämt die Augen niederschlagen werden."

„Vielleicht mit Ausnahme unseres guten Trolla," erwiderte Kramer gut aufgelegt, „denn habe ich ihn neulich bei unserer letzten schweren Sitzung recht verstanden, so wird er sich dereinst der Tugend, auch der unverdienten, in weitester Ausdehnung annehmen, um als ein neuer Demosthenes die Clienten in Schaaren anzuziehen.

„Vielleicht messen wir dann einmal unsere

Kräfte," sagte Trolla munter, der die leise Ironie wohl verstand, sie aber durchaus nicht übel nahm.

„Soll mir ein besonderes Vergnügen sein," gab Kramer verbindlich zurück.

Dann, als auch Hiller einen Anlauf nahm, Trollas Talente hervorzuheben, wandte dieser höflich aber bestimmt ein: „Es ist ja sehr liebenswürdig von Ihnen, meine Herren, sich mit meiner unbedeutenden Person so eingehend zu beschäftigen, aber es thut mir leid, mich empfehlen zu müssen. Auf Wiedersehen."

Er wollte sich von Jedem mit einem Händedruck verabschieden, als nun Hiller ihn zu bewegen versuchte, mitzukommen. „Auf alle Fälle kommst Du doch heute Abend ins Lichtenhainer?" sagte er dann, nachdem eine abermalige Ablehnung erfolgt war.

Trolla überlegte eine Weile, dann erwiderte er: „Nein. Es wird nicht gehen."

„Aber warum denn nicht?" fragte Hiller wieder.

Als Trolla etwas verlegen schwieg, platzte Kramer mit den Worten dazwischen: „Hat denn Frida heute frei?" Und als fänden er sowohl als Hiller es sehr heiter, bis jetzt an diesen triftigen Grund noch nicht gedacht zu haben, lachten sie

Beide laut auf, sodaß Trolla noch verlegener wurde, dann aber, roth geworden wie ein junges Mädchen, in das Lachen mit einstimmte.

Frida war eine junge und hübsche Kellnerin im Lichtenhainer, eine sehr unterhaltende Thüringerin, von der man schon längst bemerkt haben wollte, daß sie den schlanken Hannoveraner mit besonderem Wohlgefallen betrachte. So pflegte man ihn denn hin und wieder damit aufzuziehen, weil man es nicht für ausgeschlossen hielt, daß er mit ihr im Geheimen ein kleines Verhältniß unterhalte.

„Nein, nein, das ist es nicht, mein Ehrenwort darauf," gab Trolla lebhaft zurück.

„Sind Sie im Dalles?" fragte Kramer frischweg, weil er nun den richtigen Grund der Ablehnung errathen zu haben glaubte. Und nachdem er die lange Meerschaumspitze in die Höhe gewippt hatte, weil er den Hals nach Möglichkeit recken wollte, fügte er zur Entschuldigung für die indiskrete Frage sofort hinzu: „Deshalb keinen Zwang, lieber Freund. Sie wissen doch — unter Commilitonen ist das ganz egal."

Trotz dieser durchaus freundlichen Zumuthung fühlte sich Trolla doch unangenehm berührt. Sofort empfand er, daß er in seinem schon etwas

ausgedienten Sommerüberzieher zu diesen Beiden heute nicht passen würde, und so zwang er sich zur Liebenswürdigkeit und schnitt jede weitere Einrede mit den Worten ab: „Ich erkenne Ihre Freundlichkeit voll und ganz an, aber daran liegt es wirklich nicht. Ich muß meine Sachen packen und noch arbeiten. Nochmals auf Wiedersehen.“

Damit trennte man sich endlich.

„Streber!“ rief ihm Hiller noch gutgemeint nach, worauf als Antwort eine lachende Anerkennung kam.

„Zuviel Gemüth, zuviel Gemüth, sonst ein guter Kerl,“ begann Kramer wieder, nachdem er eine Weile schweigend neben Hiller hergeschritten war.

„Aber viel Geist und Gracie,“ erwiderte dieser, der die Vorzüge Trollas seit zwei Jahren schätzen gelernt hatte. „Ich glaube, er wird uns Allen noch einmal eine Nuß aufzuknacken geben.“

„Wenn es nur keine faule ist,“ wandte Kramer ein, der zur Zeit gern den überlegenen Propheten spielte. —

Trolla schritt indessen seiner Wohnung zu, und zwar in etwas unbehaglicher Stimmung, wie er sich selbst gestehen mußte. Er fühlte sich durch irgend Etwas verletzt, das er sich aber nicht er-

klären konnte. War es der verhaltene Spott Kramers, das indiscrete Fragen desselben, oder der Hinweis auf seine angeblichen Beziehungen zu Frida, der Kellnerin — er wußte es selbst kaum.

Jedenfalls hatte er die dunkle Empfindung, im Augenblick die Übermacht der Beiden gefühlt zu haben, ohne sich dagegen wehren zu können. Plötzlich ertappte er sich bei einem Gedanken, der ihm wie des Räthsels Lösung schien. Er bildete sich ein, daß die Tochter seiner zukünftigen Wirthin Eindruck auf ihn gemacht habe, und daß in Zusammenhang damit die Anspielung Kramers auf etwaige leichtfertige Töchter der neuen Möblirten unbewußt verstimmend auf ihn gewirkt haben könnte.

Trotzdem er sich das ausreden wollte, kam er doch immer wieder darauf zurück. Er sah wieder den seltsamen Blick aus den großen Augen des jungen Mädchens, das freudige Aufblitzen in ihnen, als er ihrer Mutter die Hand reichte, und bezog das Alles auf eine gewisse Rückwirkung in seiner Seele. Merkwürdig, es war ihm jetzt, als wäre er von diesem Blick schon einmal vorher, an anderer Stelle, getroffen worden. Aber wo? Schließlich, als er sich darüber genug den Kopf

zerbrochen hatte, schalt er sich einen Narren, der an Einbildungen leide, die sein Denken unnütz in Anspruch nähmen.

Die Hauptsache war und blieb: er wurde gegen geringes Entgelt Herr eines schönen Zimmers, in dem er jedenfalls gut aufgehoben sein würde. Alles Andere sollte ihn weiter nicht berühren, selbst Fridas, der hübschen Thüringerin, in fehlerhaftem Deutsch geschriebenen Briefe nicht, mit denen er seit einiger Zeit bombardirt wurde, ohne näher darauf einzugehen.

Wenn Kramer und Hiller darum wüßten, wie würde ihre Meinung über den „Vocativus“ noch gesteigert werden! Er lachte leicht vor sich hin und hatte damit die alte Stimmung wieder bekommen.

IV.

Am andern Abend hielt er seinen Einzug in der Linienstraße. Alles deutete darauf hin, daß man ihn schon mit einer gewissen Sehnsucht erwartet hatte. Die Ampel brannte, auf dem Schreibtisch stand eine hübsche Arbeitslampe mit grünem, durchstochenen Papierschirm, das Zimmer war gut geheizt, weiße saubere Vorhänge befanden sich an den Fenstern, das Bett war frisch überzogen, und auch sonst war Alles in schönster Ordnung, was das Herz eines an Behaglichkeit gewöhnten Chambregarnisten nur erfreuen konnte. Ganz neu schien ihm ein großes Bücherbrett zu sein, das man seitwärts vom Schreibtisch befestigt hatte.

„Wenn Sie sonst noch irgend einen Wunsch haben sollten, Herr Candidat, dann bitte —", sagte Frau Dankelberg mit zuvorkommender Freundlichkeit. Sie war sofort hereingerauscht gekommen und stand nun etwas zaghaft vor ihm, als wüßte sie,

daß sie nicht mehr ganz die Herrin dieses Raumes war. Augenblicklich war es ihm aber, als gelte ihr leises Lächeln seinem fast noch neuen Winterüberzieher, den er nun trug und über den rasch ihr Blick geglitten war. Aber er irrte sich wohl, denn die Harmlosigkeit ihres Wesens dünkte ihm über allen Zweifel erhaben.

„Sie haben wohl heute irgend einen Festtag, gnädige Frau?“ fuhr es ihm heraus, als er sah, daß sie besondere Sorgfalt auf ihre Toilette verwendet hatte.

„Das nicht . . . Man kann sich doch auch einmal fein machen,“ erwiderte sie etwas zögernd, weil sie auf eine derartige Frage nicht vorbereitet war.

„O gewiß, gewiß,“ gab er lachend zurück, bildete sich aber ein, das könnte seinetwegen geschehen sein. Vielleicht gab es Leute in Berlin, die ihre Miether immer derartig empfingen.

„Nun will ich aber nicht weiter stören,“ sagte sie dann. „Ich will hoffen, daß Sie sich recht wohl bei uns fühlen.“

Er fand nur eine stumme Verbeugung dafür. Als er aber sein diesmal gefülltes Portemonnaie hervorzog, rief sie ihm, schon die Thürklinke in der Hand, abwehrend zu: „Aber bitte, lassen Sie doch.

Das eilt ja nicht so. Morgen ist ja auch noch ein Tag."

Er zierte sich nicht und steckte das Portemonnaie wieder ein, durchaus gehoben in dem Gefühle, daß man hier wirklich wußte, was sich schickte. Als sie dann verschwand und dabei die Thür etwas umständlich öffnete, genügte für ihn nur ein Blick, um in dem hellerleuchteten Nebenzimmer die Tochter stehen zu sehen, die ganz in Roth gekleidet war, also allem Anscheine nach sich für diesen „Festtag" ebenfalls gehörig vorbereitet hatte. Täuschte er sich nicht, so lag eine gewisse Erwartung auf ihren Zügen, die namentlich aus den groß auf die Thür gerichteten Augen sprach.

„Man scheint mich ja wirklich hier wie eine Standesperson betrachten zu wollen," dachte Trolla, machte es sich bequem und begann den Koffer zu leeren, um als ordnungsliebender Mensch die Sachen sofort unterzubringen. Die Kiste mit Büchern wollte er sich für den andern Tag aufheben.

Mitten in dieser Arbeit wurde er durch leises Klopfen an der Stubenthür zu einem „Herein" genöthigt. Das Dienstmädchen erschien, ein dralles, frisches Mädel, das ein Tablett mit einem Service

trug, um dem „Herrn Doktor“ im Auftrage ihrer Herrin eine Tasse Thee anzubieten.

„Die Sache fängt ja gut an,“ dachte Trolla, nickte vergnügt und ersuchte das Mädchen, der „gnädigen Frau“ seinen Dank abzustatten. „Wie heißen Sie denn, Olga?“ fragte er dann, da ihm ihr frisches, offenes Gesicht gefiel. Es war das eine scherzhafte Redensart, die man im Lichtenhainer anzuwenden pflegte, sobald eine fremde Hebe aufgetaucht war.

Das Mädchen verzog die rothen Lippen, sodaß die gesunden Zähne zum Vorschein kamen und sagte lachend: „Olga nich, aber Guste.“

„Auch ein schöner Name,“ fiel er ein und reichte ihr in seiner Gebelaune ein Fünfzigpfennigstück hin, um sich dadurch gut bei ihr einzuführen. So kam ihm zwar der Thee etwas theuer zu stehen, er durfte aber wohl für die Folge auf aufmerksame Bedienung rechnen. Er verständigte sie denn auch gleich davon, was er morgen zum Kaffee wünsche und wann derselbe hereingebracht werden solle. Auch sonstige Anweisungen gab er ihr, daß er es liebe, auf seinem Schreibtische nicht viel angerührt zu sehen und seine Bücher auf demselben Platz zu

lassen, wo er sie hingelegt habe. Für Ordnung in dieser Beziehung werde er selbst Sorge tragen.

„Das wird wohl Alles schon 's Fräulein thun. Für so 'was is sie," sagte Guste und war dann verschwunden, bevor er sich von seinem Erstaunen darüber erholen konnte.

Also Bedienung von zarter Hand! Ihm sollte es recht sein, wenn man ihn nur sonst nicht gar zu arg behelligte. Dann, in seinem Hausjaquet angethan, mitten im Zimmer stehend, um seine Wäsche wegzupacken, konnte er sich des Gedankens nicht entwehren, daß die Liebenswürdigkeit, mit der man ihm hier gleich entgegentrat, doch eine gute Portion Aufdringlichkeit enthielt, die sich eigentlich mit seinen Anschauungen über das Verhältniß eines Chambregarnisten von seiner Bildung und Erziehung zu den sogenannten Wirthsleuten nicht recht vertrug.

Bisher war er gewöhnt gewesen, in dieser Beziehung das Sprichwort vom „Gut Tag und gut Weg" innezuhalten, und war auch dabei ganz gut gefahren. Er hatte sich von jeher gegen einen derartigen Anschluß gesträubt, aus dem schließlich gewisse Verpflichtungen erwuchsen, die eines Tages die Kündigung zu keiner angenehmen machten.

Er hatte große Lust heute noch ins Lichtenhainer zu gehen, wo er jedenfalls Kramer und Hiller antreffen würde, aber er wollte sich nicht gleich von der unsoliden Seite zeigen, und so nahm er sich vor, den ersten Abend hübsch zu Hause zu bleiben.

In dieser Nacht schlief er wie ein „junger Gott", wie er sich selbst am andern Morgen gestehen mußte. Er hatte sogar einen hübschen Traum, was ihn sehr wunderte, da er selten zu träumen pflegte. Er saß mit Frau Dankelberg im Lichtenhainer und zechte wacker. Und statt Frida bediente ihn Fräulein Emmy, die die Holzkannen mit Gracie schwenkte. Kramer und Hiller poussirten sie nach Kräften, worüber er zwar sehr aufgebracht war, sich dann aber mit der schönen Thüringerin tröstete, die ebenfalls am Tisch saß und sich ausschütten wollte vor Lachen. Worüber, das wußte er nicht mehr.

„Etwas verrückt, aber doch mit Methode," dachte er dann, nachdem ihm nach dem Erwachen klar geworden war, daß er sich nicht mehr in seiner alten Wohnung befand, wo ihm stets der Anblick eines entsetzlichen Öldruckbildes, das gegenüber seinem Bette hing, die Morgenstimmung raubte.

„Das kommt davon, wenn man zu spät Abendbrod ißt und nicht für die nöthige Verdauung sorgt," waren dann seine folgenden Gedanken. Er hatte sich nämlich, wie er es zu thun pflegte, während des Umzuges selbst etwas eingekauft, um es in Verschwiegenheit zu verzehren. Jedenfalls hatte er vor dem Einschlafen zu sehr ans Lichtenhainer gedacht, und damit hatten sich auch die Bilder von Mutter und Tochter verwoben.

Am anderen Morgen trat Frau Dankelberg zu ihm herein und überreichte ihm das polizeiliche Anmeldungsformular mit der Bitte, es auszufüllen. Er kam erst am späten Nachmittag dazu und hatte dann den Einfall, seiner Wirthin einen Gegenbesuch zu machen. So klopfte er denn und trat in das Nebenzimmer, wo er die Damen beim Kaffee überraschte. Sie saßen am Sophatisch und waren merkwürdiger Weise genau so festlich gekleidet wie am Tage zuvor.

Da er noch einen männlichen Kopf erblickte, so wollte er sich mit der Bitte um Entschuldigung zurückziehen, denn er lebte nun in dem Glauben, daß heute irgend eine Familienfeier sei. Sofort aber erhob sich die Mutter und bat ihn, zu bleiben. Er störe durchaus nicht, man sei ganz unter sich.

Der junge Mann sei ihr Neffe, den sie sich erlaube vorzustellen: Herr Fritz Schneider, ein Hausbesitzerssohn, der sie sehr oft besuche, um mit ihrer Tochter vierhändig Klavier zu spielen.

Jetzt erst erblickte Trolla den kleinen Verwachsenen vom vergangenen Tage, der nun ebenfalls stand, trotzdem es den Eindruck machte, als säße er noch hinter dem Tisch.

Trolla blickte in ein blasses Gesicht, das nicht gerade unschön war, aber einen krankhaften Eindruck machte, wie man es häufig bei jungen Leuten findet, die in ihrem Wachsthum zurückgeblieben sind. Wasserblaue, sehr bewegliche Augen, die Trolla etwas herausfordernd auf sich gerichtet fand, und ein spärlicher, semmelblonder, halbzernagter Schnurrbart, der borstenartig über der Oberlippe stand, gaben dem Antlitz einen listigen Zug, der durch die auffallend große Nase und das glatte, kokett geschnittene Haar noch erhöht wurde.

„Wollen Sie uns nicht die Ehre geben, Herr Candidat?“ sagte Frau Dankelberg und schob ihm einen der grünplüschenen Fauteuils zu.

Um nicht unhöflich zu erscheinen und nicht schon im nächsten Monat eine Steigerung der Miethe zu

erwarten, ließ er sich nieder, aber nur „auf fünf Minuten,“ wie er bemerkte.

„Darf ich mir erlauben, Ihnen ein Täßchen Kaffee anzubieten?“ fragte Frau Dankelberg wieder.

„Aber Mama, Du weißt ja gar nicht, ob der Herr nicht schon getrunken hat,“ warf Emmy vorwurfsvoll ein. Trolla hatte die Empfindung, als wollte sie das Verhalten ihrer Mutter ihm gegenüber wieder corrigiren, wie am Tage zuvor.

„Aber Kindchen, wie ich das finde!“ gab die Mutter unmuthig zurück. „Dann trinkt der Herr Candidat eben noch 'mal. Kaffee trinken gesunde Menschen immer gern.“

Fritz, der sich wieder in die Sophaecke gedrückt hatte und mit seinem großen Kopf und kleinen Oberkörper den Eindruck machte, als wäre er halb unter den Tisch gerutscht, lachte auf, als hätte er in den Worten irgend einen Witz gefunden.

„Darf ich bitten, Herr Candidat? Hier ist auch Sahne,“ fuhr Frau Dankelberg unentwegt fort und schob ihm Zuckerdose und Kännchen zu, nachdem sie die Tasse gefüllt hatte.

Da Trolla wirklich gerade Appetit auf Kaffee hatte, so nahm er dankend an, ungefähr wie ein

Mensch, der sich gegen eine Ueberrumpelung nicht mehr wehren kann.

„Sehen Sie sich bitte nur nicht um, es ist noch nicht Alles in Ordnung," sagte Frau Dankelberg in einem Athem, da sie seinen suchenden Blick bemerkt zu haben glaubte. „Es war nämlich sonst das Musikzimmer. Wir haben aber das Klavier nach hinten geschafft, da Emmy meinte, Sie könnten durch das Spielen in Ihrer Arbeit gestört werden."

„Aber Mama, das war doch Deine Meinung," fiel die Tochter ihr ins Wort.

„Nein, Emmy, Deine," gab die Mutter zurück.

Der Kleine auf dem Sopha lachte wieder. Dabei schien es Trolla, als wollte er ihn dadurch ermuntern, sich über Mutter und Tochter mit zu belustigen.

Durch die Thür im Hintergrunde war Laura eingetreten, die trocken einwarf: „Streitet Euch doch nicht über solche Kleinigkeiten. Der Herr wird ja schon früh genug erfahren, daß Ihr Euch für Eure Chambregarnisten aufzuopfern pflegt."

Sie hatte Trolla leicht, etwas von oben herab, zugenickt, trotzdem dieser, nachdem er nun einmal das verwandtschaftliche Verhältniß dieser Dame zur Familie kennen gelernt hatte, sich von seinem Sitz erhoben hatte.

Der Verwachsene lachte abermals und tauschte mit ihr einen Blick des Einvernehmens aus.

„Ich verbitte mir solche Redensarten, Laura," brachte Frau Dankelberg aufgebracht hervor. „Was soll denn der Herr von uns denken?"

„Ja, es ist wirklich unpassend, Tante," fiel Emmy ein. Im Augenblick war sie blaß geworden, sodaß Trolla, der unwillkürlich aufblickte, einen verhaltenen Zug des Leidens in ihrem Gesicht zu erblicken glaubte, der sie älter machte, als sie ihm gestern erschienen war. Das aber gerade machte sie in seinen Augen noch interessanter. Außerdem stand ihr das bordeauxrothe Kleid ganz vortrefflich. Und als er bemerkte, wie sie verlegen seinem Blicke auszuweichen suchte, begriff er sofort ihre ganze Lage in der Familie. Sie war jedenfalls das gebildete Element, das unter ihrer Umgebung still litt und sich in Gegenwart fremder Leute von Erziehung, dieser Verstöße ein wenig schämte.

„Aber Du lieber Himmel, was wollt Ihr denn eigentlich?" wandte Tante Laura kurz und bündig ein. „Was ich sage, spricht doch nur für Eure Menschenfreundlichkeit. Ihr seid doch nun einmal gute Menschen."

Neffe Fritz verzog wieder seinen Mund zur

Heiterkeit, woraus Trolla zu entnehmen glaubte, daß Lauras Anerkennung nur spöttisch gemeint sein könne. Der Kleine schien überhaupt der Einzige zu sein, der Alles spaßig fand, sozusagen der Kobold in der Komödie, der das Publikum zu amüsiren hatte.

Trolla, der wie auf Kohlen saß und sich in Gedanken ein merkwürdiges Bild dieser Familie entrollte, sah in seiner Verlegenheit fortwährend Fritz an, der ihn zu interessiren begann, und zwar der sonderbaren Blicke wegen, die er nicht nur auf ihn, sondern auch auf Emmy warf. Wenn er ihn, Trolla ansah, so hatte dieser die Empfindung, als sprühten ihm aus den blinzelnden Augen die Worte entgegen: „Halte Dich nur an mich, ich weiß hier Alles.“ Und wandte er den Blick dann auf die Tochter vom Hause, so sprach entschieden mehr aus ihm, als nur die Sehnsucht, vierhändig mit ihr das Klavier zu bearbeiten. Ohne Zweifel war er in Emmy verliebt, vielleicht sogar schon der Bevorzugte, der seiner Sache sicher war und sich allerlei Freiheiten herausnehmen durfte.

Trolla fühlte sich bei diesem Gedanken derartig empört, daß er sie am liebsten entrüstet um Aufklärung ersucht hätte. Sein Geschmack war ver-

letzt, und so bemächtigte sich seiner eine gewisse Erregung, die ihn im Augenblick dazu zwang, einen kalten Blick auf Emmy zu werfen. Um sich zu beruhigen, musterte er dann aufs Neue die mode-blaue Kravatte seines Gegenüber, auf der sich ein silberner Todtenkopf als Nadelknopf mit aller Geschmacklosigkeit breit machte.

Diese andauernde Beobachtung schien der Kleine für eine Aufforderung zu halten, ein Gespräch mit dem neuen Zimmerherrn zu beginnen, denn er sagte ganz unvermittelt: „Tante erzählte mir, daß Sie Jurist sind. Wollen Sie die Staatscarrière einschlagen?“

Frau Dankelberg horchte auf.

Trolla ärgerte sich zwar über diese unverblümte Frage, erwiderte aber doch kurz: „Nein, ich habe Neigung zur Rechtsanwaltschaft.“

„Dann lassen Sie sich nur hier in dieser Gegend nieder,“ gab Fritz keck zurück. „Hier werden Sie tüchtig zu thun bekommen. Onkel hat auch viel mit den Gerichten zu thun, er wird Sie schon beschäftigen, wie jetzt den Assessor.“ Er sah dabei verständnißvoll Laura an, die zwanglos am Tische Platz genommen hatte und nun ebenfalls ihren Kaffee trank.

Frau Dankelberg zeigte sich plötzlich sehr unruhig, und wenn Trolla sich nicht täuschte, so bedachte sie ihren Neffen mit einem Blick, der deutlich die Aufforderung enthielt, zu schweigen. Um aber seine Unschicklichkeit wieder gut zu machen, warf sie ermunternd ein: „Ein tüchtiger Rechtsanwalt findet überall sein Brod, ob hier in dieser Gegend oder wo anders."

Das Wort „Brod" berührte Trolla unangenehm, trotzdem er noch Idealist genug war, sich einzubilden, sie könnte Recht haben. So hatte er gerade genug von dieser Kaffeetafel, erhob sich, stattete seinen Dank für die Einladung ab und gebrauchte die Ausrede, er habe nothwendig Briefe zu schreiben.

„Wenn Sie irgend etwas hier stören sollte, so sagen Sie es nur dreist," bemerkte Frau Dankelberg noch, bevor er ging. Sie war ganz beruhigt, denn sie wußte nun, welchem Ziele ihr neuer Miether zustrebte.

„Ich werde nicht verfehlen," gab Trolla zurück und verschwand in sein Zimmer.

V.

Trolla begann sich einzuleben. Nach vierzehn Tagen mußte er sich gestehen, daß er auf keiner seiner früheren „Buden“ so andauernd gearbeitet habe wie hier. Das machte der bequeme Luxus, der ihn umgab. Er wunderte sich, daß er während dieser Zeit gar nicht das Bedürfniß empfunden hatte, so oft die Kneipe aufzusuchen wie sonst. Früher war er dreimal wöchentlich ins Lichtenhainer gegangen, jetzt fiel ihm auf, daß er seit einer Woche überhaupt nicht dort gewesen war.

Seit der etwas verunglückten Kaffeevisite hatte man nebenan die Aufdringlichkeit gehörig zurückgeschraubt. Dafür glaubte Trolla aber zu bemerken, daß man die Aufmerksamkeit gegen ihn auf andere Art fortzusetzen gedenke. Fast jeden Tag beim Nachhausekommen fand er einen kleinen Beweis dafür vor. Bald hatte man eine neue Ausschmückung der Wände vorgenommen, irgend ein geschmackvolles

Deckchen placirt, oder ein Blumensträußchen auf seinen Schreibtisch gestellt.

Ja, eines Tages wurde er durch den Anblick eines hübschen Rauchtisches vor dem zweiten Fenster überrascht. Da er tüchtig auf das erste Examen lossteuerte und mitten in seinem schriftlichen Thema war, so rauchte er viel bei der Arbeit und war manchmal ärgerlich, in Bezug auf Streichhölzer und Cigarrenasche etwas liederlich zu verfahren. Nun hatte man ihn äußerst taktvoll zur Einkehr gezwungen.

Es war natürlich, daß ihn der Gerichtstheil in den Zeitungen ganz besonders interessirte, und so kaufte er sich alle Blätter, in denen große, Aufsehen erregende Prozesse wechselseitig beleuchtet wurden. In letzter Zeit hatten diese Zeitungen wild auf Tisch und Sopha herumgelegen. Eines Nachmittags fand er alle Blätter schön geordnet in einer Zeitungsmappe vor, die man extra zu seinem Gebrauche gekauft zu haben schien.

Es war wirklich rührend, wie man seine geheimsten Wünsche errieth, und Alles für lumpige zwanzig Mark den Monat!

Als er eines Abends dazukam, wie Guste noch beschäftigt war, das Zimmer für die Nacht vorzubereiten, fiel ihm ein, ihr ein kleines Lob zu Theil

werden zu lassen. „Das ist hübsch von Ihnen,“ sagte er, „daß Sie immer den Schreibtisch so fein abstauben und dabei nichts durcheinander bringen.“

Guste lächelte ihn vergnügt an, aber so, als hätte sie darauf etwas zu erwidern.

„Dafür sollen Sie auch mal einen Mann ganz allein haben,“ fuhr er launig fort.

„Versteht sich,“ gab sie zurück und lachte hell auf, hielt sich aber rasch mit der Hand den Mund zu, blickte nach der Thür zum Nebenzimmer und schlenkerte mit dem anderen Arme angstvoll hin und her.

„Ach so.“ Er verstand sie. Da sie aber wirklich ein hübsches Gesicht hatte, und er, trotz seiner Schüchternheit Damen der Gesellschaft gegenüber, mit Mädchen, denen die Zimperlichkeit nicht in die Wiege mitgegeben war, gern schäkerte, so kniff er sie in die volle Wange, was sie sich bei dem Gedanken an das zu erwartende Weihnachtsgeschenk gern gefallen ließ.

Er prallte aber förmlich zurück, als sie ganz trocken einwarf: „Das lassen Sie man nich Fräulein sehen. Die is schon so wie so in Ihnen verschossen.“ Da er ihr darauf die Antwort schuldig blieb, weil er sie stumm und starr anblicken mußte, fügte sie

sofort hinzu: „Und was den Schreibtisch anbetrifft, daran darf ich nich tippen. Das besorgt Fräulein auch Allens. Ich will aber nischt gesagt haben.“ Gleich darauf klappte die Außenthür hinter ihr.

Trolla blickte ihr eine Weile unbeweglich nach. Also so stand die Sache! Als er dann im Zimmer einige Male auf und ab schritt, wußte er nicht, ob er sich über die Offenheit des Mädchens ärgern oder sich durch die rasche Zuneigung seiner Wirthstochter geschmeichelt fühlen sollte. Merkwürdig aber war, daß er sich plötzlich freute, den kleinen Neffen nicht mehr als den Bevorzugten betrachten zu müssen. So brauchte er sich in seiner Eitelkeit nicht mehr verletzt zu fühlen.

Zwei Tage später, es war der erste Schnee gefallen, den die Kälte unter den Tritten der Fußgänger sofort fest an den Boden bannte, schritt er die Linienstraße entlang, die in diesem Theile, der mehr der Friedrichsstadt zu lag, nicht mehr so öde und alterthümlich wie in ihren hinteren Windungen aussah, als er Fräulein Emmy begegnete, die, fest in ihr Pelzjaquet eingemummt, über den Muff ein langes Packet trug.

Er grüßte höflich. Sie schien freudig bewegt

davon zu sein, wie er aus ihrem Lächeln und den blitzenden Augen zu entnehmen glaubte. Da sie Beide denselben Weg nach Hause hatten, so war es ganz natürlich, daß sie Seite an Seite gingen und eine Unterhaltung begannen.

„Nun, schon Einkäufe für Weihnachten gemacht?“ fragte er.

„Wenn man es kann, soll man frühzeitig damit beginnen, sonst wird das Gedränge zu groß,“ erwiderte sie.

Er bat höflich, ihr das Packet abnehmen zu dürfen, was sie auch ohne Zaudern gestattete, wobei sie sagte: „Wissen Sie auch, daß ein Packet unsere erste Begegnung vermittelte?“

Und als er sie erstaunt anblickte, fuhr sie fort: „Es war im Sommer. Ich kam von meiner Tante, der Mutter des kleinen Schneider, den Sie neulich bei uns kennen gelernt haben. Ich besuchte sie damals regelmäßig des Nachmittags, weil sie leidend war. In der Oranienburgerstraße begegnete ich Ihnen. Mir entfiel ein Päckchen, das Sie mir mit großer Galanterie aufhoben. Natürlich werden Sie sich meiner nicht mehr entsinnen, was selbstverständlich für meine Unbedeutendheit spricht. Ich

kenne Sie aber schon seit Langem. Natürlich nur vom Sehen."

Trolla wurde sehr verlegen, brachte einen etwas unklaren Satz hervor, der sich wie Entschuldigung ausnehmen sollte, und ging dann ziemlich schweigsam neben ihr her. Nun wußte er, weßhalb ihm damals, als er miethete, ihr Gesicht bekannt vorgekommen war.

Als sie die Treppe hinaufgestiegen waren, sie sich freundlich zum Abschied „Guten Abend" gesagt hatten und er etwas umständlich die Außenthür seines Zimmers aufschloß, klingelte sie vergeblich an der Entréethür. „Das ist komisch", sagte sie ärgerlich. „Mama wollte zwar mit dem Mädchen fortgehen, aber Tante muß doch hier sein."

Er legte es ihr nahe, den Weg durch sein Zimmer zu nehmen. Einen Augenblick zögerte sie, dann ging sie ihm voran.

„Gestatten Sie wenigstens, daß ich erst Licht mache, gnädiges Fräulein," sagte er zuvorkommend und schritt dem schwachen Schimmer der Fenster zu, wo er die Streichhölzer vermuthete. Er konnte das Feuerzeug nicht gleich finden, und so vernahm er deutlich ihre erregten Athemzüge, die auf große innere Unruhe hinwiesen. Einige Minuten standen

sie Beide so im Dunkeln, mit demselben Gedanken beschäftigt: an die eigenthümliche Situation, in die der blinde Zufall sie gebracht hatte.

„Wenn es recht schnell gehen soll, findet man gewöhnlich nichts," sagte er und tappte dann nach dem Kleiderständer, wo sein Hausjaquet hing, in dem sich eine Streichholzschachtel befinden mußte. Dabei rannte er gegen Emmy und fühlte einen Augenblick ihren warmen Athem entgegenströmen. Merkwürdig, sie harrte ruhig aus, weil sie sich graulte, in die dunkle Wohnung zu gehen.

Während er in den Taschen des Jaquets suchte, kam ihm ein häßlicher Gedanke. Er glaubte eine Geliebte in seinem Zimmer zu haben, die geduldig auf alle Freuden warte. Endlich flammte ein Zündhölzchen auf, und er fand das Licht auf seinem Schreibtisch, wo er es am Vormittage zum Siegeln eines Briefes gebraucht hatte. „Nehmen Sie es," sagte er, nachdem er hastig die Lampe angezündet hatte. Und als er es ihr überreichte, sah er in ein völlig bleiches Gesicht, in dem die dunklen Augen unter dem Halbschleier ihn beredt anstarrten, als spräche aus ihnen Verzeihung für Etwas, das er vielleicht anders hätte auslegen können.

Mit einem Dank rauschte sie dann hinaus.

Gleich darauf hörte er laute Stimmen im Nebenzimmer. Es war Laura, die sehr aufgebracht sagte: „Aber Emmy, wie kannst Du nur durch das Zimmer des Herrn gehen! Schämst Du Dich denn nicht?“

„Was fällt Dir denn ein, Tante!“ klang es ebenso erregt zurück. „Paß doch auf, wenn es klingelt. Es ist kein Vergnügen, draußen zu warten. Ich werde es Mama sagen.“

„Mache ich mir auch nichts daraus,“ fiel die Tante höhnisch ein. „Ich aber werde es Papa sagen. Du weißt, er duldet so etwas nicht.“

Ein helles Lachen ertönte, dem die Worte folgten: „Papa soll sich um sich bekümmern und um gewisse andere Dinge, die mir schon lange nicht passen.“

„Das laß ihn nur hören, da wird er Dir gewiß den Kopf waschen. Er scharrt doch das Geld nur für Dich zusammen.“

„Ja, aber wie!“

„Ruhig!“ gab Laura diesmal gedämpft zurück.

Trolla hörte nichts mehr. Man schien sich seiner Nähe bewußt geworden zu sein. Er war über die Äußerung Lauras so empört, daß er am

liebsten sofort die Thür aufgerissen hätte, um ihr eine bessere Meinung von ihm beizubringen. Seine Aufregung darüber hatte sich noch nicht gelegt, als er Ursache hatte anzunehmen, Frau Dankelberg sei bereits nach Hause zurückgekehrt. Kurz entschlossen meldete er sich an.

Wie vor zwei Wochen befanden sich Alle wieder zusammen. Auch Neffe Fritz fehlte nicht, der anscheinend soeben mitgekommen war, denn er sowohl als Frau Dankelberg hatten sich ihrer Garderobe noch nicht entledigt.

„Wünschen Sie etwas, Herr Candidat?“ fragte Frau Dankelberg sofort mit großer Liebenswürdigkeit.

„Nein, gnädige Frau“, gab er ernst zurück, „ich wollte mir nur, um Mißdeutungen vorzubeugen, die kleine Bemerkung zu Ihrer Schwägerin erlauben, daß sich anständige, junge Damen niemals zu schämen brauchen, den Weg durch mein Zimmer zu nehmen. Ich konnte mir leider nicht die Ohren zustopfen, sonst hätte ich mich gern der Nothwendigkeit dieser Mittheilung enthoben. Bitte sehr um Verzeihung für diese Störung.“

Er verbeugte sich und ging in sein Zimmer

zurück, ohne nicht vorher noch den Eindruck eines interessanten lebenden Bildes bekommen zu haben.

„Das ist doch aber unerhört von Dir!“ hörte er Frau Dankelberg ausrufen. „Geht nach hinten.“ Dann blieb es still. Nach einer Weile jedoch klopfte es, und Frau Dankelberg trat zu ihm herein, das Gesicht noch roth von Zorn und Erregung.

„Ich danke Ihnen herzlich, Herr Kandidat, für Ihre Offenheit,“ sagte sie mit fliegendem Athem und streckte ihm die Hand entgegen. „Ich weiß eine derartige ritterliche Gesinnung sehr wohl zu schätzen. Ich bitte zugleich um Verzeihung für die Beleidigung, die Ihnen Laura angethan hat, denn eine Beleidigung war es doch. Sie ist und bleibt eben eine Plebejerin... Es thut mir nur leid, daß Sie durch solche Familienzänkereien hier noch gestört werden. Das wird nun aber gewiß nicht wieder vorkommen, denn das Zimmer nebenan soll nun gar nicht mehr benutzt werden.“

„Das kann ich aber faktisch nicht verlangen“, wandte Trolla ein. „Sie bringen mir wirklich zu viel Opfer.“

„Nein, nein,“ wehrte sie lebhaft ab, „wir bringen gar keine Opfer. Wir freuen uns nur, einen anständigen Herrn bei uns zu haben.“

„Sehr schmeichelhaft für mich.“

Sie schien keine Lust zu haben, das Gespräch so schnell wieder abzubrechen, wogegen er diesmal auch nichts einzuwenden hatte, denn er war auf einen Einfall gekommen. Während er mit seinem Blick unwillkürlich den Rahmen der Seitenthür umfaßte, malte er sich aus, wie schön es wäre, wenn man sie ganz verstellen würde. Dann bliebe er völlig ungenirt. Schon wollte er den Mund dazu öffnen, als ihm noch rechtzeitig einfiel, man könnte diese Zumuthung in Anbetracht der billigen Miethe etwas sonderbar finden, und so unterdrückte er den Wunsch, um späterhin darauf zurückzukommen. Wenn man erst längere Zeit wohnte, machte sich so etwas besser.

„Sind Sie musikalisch, Herr Candidat?“ fragte sie ganz unvermittelt.

„Eigentlich ja. Ich habe früher mit Leidenschaft Klavier gespielt, aber hier in Berlin bin ich ziemlich davon abgekommen.“

„O, das ist ja hübsch, das wußte ich noch gar nicht,“ fiel sie mit ihrer drolligen Lebhaftigkeit ein. „Ich weiß, manchmal ist es ja nur Mangel an Gelegenheit bei den Herren. Dann möchte ich Ihnen einen Vorschlag machen. Benutzen Sie

unser Instrument, so viel Sie wollen. Wir bringen es morgen wieder herein. Sie sind ganz ungestört im Nebenzimmer."

Trolla wußte nicht, wie er sich dazu verhalten sollte. Eigentlich war er ärgerlich; denn wenn er auch von vornherein erklärt hatte, nur einen kleinen Etat zur Verfügung zu haben, so brauchte man doch nicht daraus die Berechtigung zu fortwährenden „Überfällen" herzuleiten.

„Sie überschütten mich wirklich mit Liebenswürdigkeiten, gnädige Frau," sagte er trotzdem höflich, während sein Auge auf ihrer großen Brillantbrosche haften blieb, die er in Gedanken unwillkürlich auf verschiedene Tausend Mark schätzte, „aber ich muß Sie recht dringend bitten, meinetwegen nicht die geringsten Umstände mehr zu machen. Ich weiß nicht, wie ich zu der Ehre dieser Auszeichnungen komme ..."

Er brach ab, weil ihm plötzlich einfiel, was Guste über die „Verschossenheit" des Fräuleins gesagt hatte. Danach hätte er also die Ursache dieser „Ehre" kennen sollen.

Zugleich fiel sie ihm lachend ins Wort. „Das sind gar keine Umstände, Herr Candidat. Darüber machen Sie sich nur gar kein Kopfzerbrechen. Ich

habe nur den einen Wunsch, daß Sie sich recht wohl bei uns fühlen mögen, und dagegen werden Sie doch wohl nichts einzuwenden haben."

„Nein, nein. Durchaus nichts."

„Dann bleibt es also dabei. Von zwei bis vier Uhr Nachmittags sind Sie ja nie zu Hause, also kann Emmy während dieser Zeit genug üben. Glauben Sie nicht, daß wir uns dadurch beengt fühlen. Überdies ist mein Mann den ganzen Tag über im Geschäft. Selten, daß er einmal regelmäßig zu Tisch kommt, und wenn, dann merken Sie es kaum."

Sie fügte hinzu, daß sie mit ihrer Tochter ins Opernhaus wolle, und hatte sich schon empfohlen, bevor er noch eine Einwendung machen konnte. Nun hatte er auch die Erklärung für ihre große Toilette.

Die Erwähnung ihres Mannes gab ihm zu denken. Solange er hier wohnte, hatte er ihn noch nicht zu Gesicht bekommen. Was trieb er eigentlich, was war er? Im Adreßbuch stand „Kaufmann", wie er sich vor einigen Tagen überzeugt hatte, als ihm daran lag, zu erfahren, wer Alles im Hause wohne. Ohne Zweifel ein einwandsfreier Beruf, aber Dankelberg mußte noch

eine andere Beschäftigung haben, auf die seine Frau mehrmals versteckt hingewiesen hatte.

Plötzlich fiel ihm ihre Andeutung ein, daß sie ihn bei seinem ersten Auftauchen hier für einen Officier in Civil gehalten hatte, und ein unangenehmer Gedanke durchschoß sein Hirn. Und während er zugleich daran dachte, was sich vor einer Stunde Laura und Emmy im Nebenzimmer gegenseitig zugerufen hatten, glaubte er das Richtige getroffen zu haben. Ja, so mußte es sein: Dankelberg machte Geschäfte, die nicht ganz reinlich waren und die man am besten unter dem Siegel der Verschwiegenheit that. Weshalb sonst diese Geheimthuerei, dieser Hinweis Lauras auf das „Zusammenscharren", der Zweifel Emmys an dem „Wie"? Irgend etwas mußte daran sein.

Trolla haßte die Leute, die in ihrem Gewerbe nicht ganz Farbe bekannten. Von allen Menschen, die im Schlamme des Lebens nach Goldkörnern wühlten, war ihm der Wucherer stets als der verachtungswürdigste erschienen. Die Schlinge des Henkers mußte wehe thun, aber jene unsichtbare, die unbarmherzige Wucherer um ihre Opfer legten, um sie nach und nach seelisch und materiell zu erdrosseln, mußte tausendmal schmerzhafter berühren,

weil in der Regel der Ruf um Hilfe ungehört verhallte.

Er selbst hatte Gott sei Dank in dieser Beziehung noch nichts erlebt, aber von seinem seligen Vater wußte er, daß dieser beim Beginn seiner Carrière einem derartigen zweifelhaften Wohlthäter in die Hände gefallen war, der ihn nach Kräften gerupft und eine Zeit lang seine ganze Existenz in Händen gehabt hatte. Und er entsann sich noch, wie der Regierungsrath zu ihm und Arthur gesagt hatte: „Laßt Euch niemals mit Halsabschneidern ein und nehmt niemals Geld gegen Wechsel.“

Felix hatte diese Lehre getreulich beherzigt, und es war auch anzunehmen, daß Arthur so vernünftig sein würde, nicht über die Stränge zu schlagen, um seiner Mutter noch späten Kummer zu bereiten, Die kleinen Schulden, die er bisher entrirt hatte, konnten nicht zählen, denn sie waren aus der Reservekasse der Regierungsräthin stets gedeckt worden. Schließlich durfte man sich auch wirklich nicht wundern, wenn sich ein junger, lebenslustiger Officier bescheidene Extravaganzen erlaubte, denen er sich um des Ansehens willen unter seinen Kameraden nicht entziehen konnte.

Trolla war nahe daran, sich ernsten Grübeleien

darüber hinzugeben, als er sich selbst einen Thoren schalt, der auf bloße Vermuthungen hin zu Verdächtigungen gelangte. Das widersprach schon seinem Gerechtigkeitssinn, und so wurde es ihm nicht schwer, diese Gedanken rasch von sich abzuschütteln. Konnte nicht Dankelberg ebenso gut Commissionär sein, der auf redliche Art sein Geld verdiente? Vielleicht trieb er Börsengeschäfte oder war bei anderen Speculationen betheiligt. Es gab ja so viele Mittel und Wege, sich zu bereichern, ohne daß man daran Anstoß zu nehmen brauchte. Vielleicht war er gar Pferdehändler? Dann mußte er allerdings mit Officieren zu thun haben.

Trolla lachte leicht auf, denn er hatte damals in seinem dünnen Sommerpaletot wahrhaftig nicht so ausgesehen, als hätte man ihn für den Käufer irgend eines feurigen Renners oder lammfrommen Frontenbummlers halten können. So hatte er in diesem Augenblick wenigstens seinen Humor wiedergefunden. Was ging es ihn auch an, wodurch Dankelberg sein Geld verdiente. Man trat ihm nicht zu nahe, war durchaus nett zu ihm, und das genügte.

Aus diesen Betrachtungen wurde er plötzlich durch das laute Klopfen des Postboten gerissen, der ihm einen Brief übergab. Als er die Hand-

schrift seiner Mutter erblickte, war er freudig berührt. Er hatte noch nicht genau gewußt, ob er diese Weihnachten nach Hause fahren würde, weil er sich nicht aus seiner Arbeit reißen lassen wollte. War er aber erst einmal in der Heimath, so ließ man ihn sobald nicht fort. Abgesehen davon, daß der Griff in die Tasche ein dreifacher sein mußte.

Nach diesem Brief würde ihn aber gewiß nichts zurückhalten, denn zu seiner Ueberraschung sollte es ein lustiges Verlobungsfest geben. Schon vor sechs Wochen hatte er Andeutungen darüber erhalten, die er aber noch nicht ganz ernst nehmen wollte, denn es war mit Fränzchen bereits einmal soweit gewesen, ohne daß nachher die Hoffnungen erfüllt worden waren. Von großer Mitgift konnte keine Rede sein, es konnte sich nur um die Ausstattung handeln und um höchstens einige tausend Mark, die ein Onkel, der selbst nicht mit Glücksgütern gesegnet war, als einmaligen Einschuß zugesagt hatte.

Nun schien es aber wirklich Ernst zu sein. Ein Oberlehrer hatte sich auf einem Kränzchen Knall und Fall in Fränzchen verliebt und in aller Form um ihre Hand angehalten. Also immerhin eine passable Parthie, gegen die auch vor Allem Arthur keine Einwendungen zu haben brauchte.

Was für ein Glück für Fränzchen, als armes Mädchen mit achtzehn Jahren schon die Anwartschaft auf die Versorgung zu bekommen, und was für eine Freude für die Mutter, sich nicht mehr mit dem Gedanken plagen zu müssen, wo dereinst in der Welt ihre einzige Tochter sich hätte herumschlagen müssen, wenn sie auf sich selbst angewiesen gewesen wäre. Nun konnte sie ihr Lehrerinnenexamen, das sie sozusagen auf den blauen Dunst hin gemacht hatte, besser verwerthen als in fremden Familien: an der Seite ihres Gatten, der hoffentlich das nöthige Verständniß dafür hatte.

Trolla schrieb rasch einige Zeilen Antwort, in denen er seinen Besuch für Mitte nächster Woche ankündigte, ließ schon jetzt in einem Postscriptum das Brautpaar leben und fühlte sich dann so gut aufgelegt, daß er beschloß, den heutigen Abend im Lichtenhainer zu verleben.

VI.

„Willkommen Trolla!"

Mit einem förmlichen Tusch der Begrüßung wurde er empfangen. Ein halbes Dutzend Hände streckten sich ihm entgegen, und es zeigte sich jene freudige Bewegung am Tisch, die bei etwas längst Erwartetem einzutreten pflegt.

„Wir glaubten schon, Du hättest Dich verlobt," rief ihm Hiller zu, als er Allen die Hand gedrückt hatte und nun dabei war, sich seines Paletots zu entledigen.

„In diesem Falle würde ich mir erlauben, Ihnen einen Ganzen auf den Scheitel Ihres Fräulein Braut zu kommen," fiel Kramer ein, klapperte mit dem Deckel seines Kännchens und klemmte dann sein Monocle ein, das ihm übrigens außerordentlich gut stand.

Trolla lachte vergnügt, sodaß seine weißen Zähne blitzten. Da er heute geneigt war, auf jeden Scherz

einzugehen, so nickte er nur und ließ sie ruhig reden.

„Felix wird doch nicht?“ warf Frida dazwischen, die sofort herbeigeeilt war, um ihm beim Ablegen der Garderobe behilflich zu sein. Ein warmer Händedruck, halb verstohlen ausgetauscht, hatte ihm ebenso viel zu verstehen gegeben, wie der leuchtende Blick aus ihren rehbraunen Augen. „Sie sind mir schön! Mich neulich so zu versetzen,“ raunte sie ihm in ihrem leicht gefärbten Thüringer Dialekt zu, der ihren Worten etwas Naives gab. „Ich müßte Ihnen eigentlich einen Verachtungsschluck dafür kommen.“

Trolla versuchte eine Ausrede zu machen. Es sei wirklich nicht gegangen, er habe plötzlich Besuch bekommen, gegen den er nicht unhöflich sein durfte.

„Wohl Damenbesuch?“ wandte sie lauernd ein.

„Nein, ein Onkel aus der Provinz, der zum ersten Male in Berlin war,“ log er tapfer weiter. In Wahrheit war er an jenem Abend nicht genügend bei Kasse gewesen, und so hatte er Frida, die von ihm in den Wintergarten geführt zu werden wünschte, mit leichten Gewissensbissen ruhig warten lassen. Offen gestanden hatte er auch keine

Lust gehabt, irgend eine Verpflichtung einzugehen, deren Folgen für seinen Geldbeutel und sein ganzes Studium nicht vorauszusehen gewesen wären. Er hatte während der drei Jahre, wo er in Berlin weilte, genug Beispiele vor Augen gehabt von Studenten, die sich in ein Verhältniß mit irgend einer Schänkmamsell eingelassen hatten und im Nachtleben Berlins stecken geblieben waren wie in einem Sumpf, aus dem zu entrinnen man nicht mehr die Kraft findet. Wenn dann die Eltern draußen im Lande die ganze Wahrheit erfuhren, so war die moralische Kraft ihres Hoffnungsvollen in der Regel bereits gebrochen. Deshalb fing er lieber gar nicht an, mit dem vernichtenden Feuer zu spielen.

„Sie sind mir ein schöner Ritter," schmollte Frida weiter. „Nun soll der bekannte Onkel aus der Provinz schuld daran sein."

„Frida, ich verdurste," rief ihr Kramer zu. „Lassen Sie mir die moralischen Grundsätze unseres Herrn Trolla zufrieden. Halten Sie sich lieber an mich, ich habe in meinem Herzen das Zellensystem eingeführt. Wenn Sie wünschen, nehme ich Sie sofort in Untersuchungshaft."

„Mit oder ohne Caution?" warf die Thüringerin

schlagfertig ein, da sie den Cours derartiger Redensarten bereits kennen gelernt hatte. Sie war noch nicht lange in Berlin. Vor einem Vierteljahr erst hatte sie ihr heimathliches Gera, wo sie in einer Conditorei als „süßes Mädchen“ beschäftigt war, mit dem grünen Strand der Spree vertauscht, weil sie den Lockungen eines Agenten gefolgt war. Zuerst hatte ihr die Veränderung des Berufes nicht behagt, dann aber hatten die reichlichen Trinkgelder, die daheim nur nach Pfennigen rechneten, hier aber nach Nickelstücken, sie dauernd gereizt. Und so sparte sie und beruhigte durch Geldsendungen die Mutter daheim, die sich in dem Glücke ihrer Tochter sonnte.

„Frida beginnt sich geistig zu entwickeln,“ sagte Hiller, der dabei war, ein Cotelett zu verzehren.

„Man merkt doch die Veredelung durch unsren Verkehr,“ sagte Kramer wieder und gab seinem Stuhl einen Ruck, um die Tafelrunde zu erweitern.

Trolla nahm Platz. Das Lokal machte einen sehr freundlichen Eindruck. Es schien vordem ein großer Laden gewesen zu sein, den man in eine Kneipe umgewandelt hatte. Darauf wiesen wenigstens das breite nun verhängte Schaufenster und die schmale Glasthüre hin, durch die man direkt von

der Straße gelangte. Alles war sauber und strahlte in hellem Gaslicht, von dem schmucken Büffet, das ganz hinten die schmale Wand abschloß, bis zu den hell gehaltenen Stühlen und Tischen. Das Lichtenhainer Bier, das in tadellos reinen, innen verpichten Holzkännchen verschänkt wurde, weil sein trüber Anblick in einem Glase das Auge nicht erfreut haben würde, war nicht nach Jedermanns Geschmack, und so bestanden die Gäste nur aus Kennern, die nicht allzu zahlreich herbeiströmten. Gewöhnlich hatte man seinen Werth bereits wo anders geschätzt gehabt, in Thüringen und Sachsen, namentlich aber in Jena, wo es für die Studenten zum täglichen Brot gehörte.

Trotz der Damenbedienung ging es durchaus anständig her, wofür schon die Wirthsleute sorgten, ein kinderloses Ehepaar, das sich ein Vergnügen daraus machte, die Wünsche der Gäste persönlich entgegen zu nehmen und für schnellste Erfüllung zu sorgen. Der Mann, ein beweglicher Vierziger mit den glattrasirten, stets lächelnden Zügen eines Mimen, war bald an diesem, bald an jenem Tische zu erblicken, übte mit dem „Stamm“ fleißig den Comment und wurde fast als ein Freund behandelt; und auch die Frau, eine stattliche Er-

scheinung, verschmähte es nicht, hin und wieder unter alten Bekannten Platz zu nehmen und mit der „Blume“ anzustoßen. Dadurch blieb der gute Ton von vornherein gewahrt und artete nur in jenen ungebundenen Scherzworten aus, die wohl auch in bester Gesellschaft zu finden waren, sobald die Stimmungswogen hoch gingen.

Der Dritte im Bunde war „Großpapa“, der Vater des Wirths, ein alter, würdiger Herr, der mit seiner goldenen Brille eher einem Kanzleirath ähnlich sah, als einem Herbergsvater, und der sich inmitten steter Fidelitas die Spannkraft der Jugend bewahrt zu haben schien. Er repräsentirte nur sozusagen, reichte seine Schnupftabaksdose herum und brachte dabei seine kleinen Witzchen an, über die er in der Regel zuerst lachte, trotzdem manchmal dazu keine Veranlassung war.

Kaum war er Trollas ansichtig geworden, als er sofort auf ihn zuschoß, ihm gemüthlich auf den Rücken klopfte, sich nach der Ursache seines langen Fernbleibens erkundigte und schließlich mit seiner berühmten Redensart hervorrückte: „Dann wollen wir allen Groll vergessen.“

Ein klatschender Schlag auf den Deckel der Dose folgte, und Trolla verspürte den säuerlichen Geruch

frischen Schnupftabaks. Wie immer, spielte er auch heute eine kleine Comödie, um Großpapa nicht zu erzürnen. Er fuhr mit Daumen und Zeigefinger in die Dose, ließ verstohlen den Tabak fallen und that dann aber so, als führte er ihn voll Behagen der Nase zu. Und Großpapa, der den Werth der Gäste nach den von ihnen entnommenen Prisen taxirte, fragte vergnügt: „Na, noch eine, Herr Referendar? Bitte sehr.“

Alle Candidaten des Jus waren für ihn bereits „Referendare“, sobald sie sich dauernd als Gäste im Lichtenhainer bewährt hatten.

„Also Du willst wirklich ins Examen steigen?“ fragte Hiller, der durch den „Referendar“ an den sprichwörtlichen Fleiß Trollas erinnert wurde.

Dieser nickte nur, bemerkte dann aber, daß er hoffe, im April, spätestens Mai zum Prüfungstermin zugelassen zu werden.

„Deubel, das geht ja schnell mit Dir,“ warf Hiller erstaunt ein. „Du schläfst wohl mit dem Landrecht unterm Kopf?“

„Ich capire eben leicht,“ gab Trolla lächelnd zurück. Eine gewisse innere Heiterkeit erfaßte ihn immer, wenn er daran dachte, wie eifrig alle diese guten Bekannten stets beim Schoppen waren, wie

verblüfft sie aber jedesmal thaten, sobald man sie darauf brachte, daß auch noch andere Aufgaben zu erfüllen seien.

Kramer, der inzwischen wacker seine Meerschaumspitze angeraucht hatte, fühlte sich durch Trollas Geständniß leicht geärgert, weil ihm sofort seine eigene Faulheit zum Bewußtsein kam.

So fiel er etwas spöttisch ein: „Wenn Sie so weiter büffeln, lieber Freund, werden Sie sicher in zehn Jahren Justizrath sein."

„Hoffentlich," gab Trolla mit so ernster Miene zurück, daß Hiller lachen mußte.

„Das Ewig-Weibliche vernachlässigen Sie wohl jetzt ganz?" fragte Kramer wieder und blickte dabei bezeichnend auf Frida, die augenblicklich nichts zu thun hatte und nicht weit von ihnen mit dem Rücken gegen den breiten Wandpfeiler gelehnt stand. Sie hatte die Bedeutung der Worte sofort begriffen, wiegte sich leicht in den Hüften und lächelte Trolla an, als wollte sie ihn zu einer Gegenrede ermuntern.

Dieser, der schon längst die Absicht hatte, der Fabel über sein angebliches „Techtelmechtel" ein Ende zu machen, fragte gut geheuchelt: „Wo ist denn das Ewig-Weibliche? Ich sehe es nicht."

Frida spielte plötzlich die Ernste und verzog die

Lippe, was Kramer nicht entging. Da er bereits längst ein Auge auf die Kleine geworfen hatte, so nahm er sein Interesse sogleich wahr, indem er einfiel: „Hören Sie 'mal, mein Lieber, das ist eigentlich eine Beleidigung für Frida.“

„Wenigstens für die schneidige Blouse und neue Phantasieschürze,“ warf Hiller ein.

„Ich habe Sie noch nie so verführerisch gesehen, als heute,“ sagte Kramer wieder zu dem Mädchen gewendet. „Ich hoffe, daß das Jeder von uns anerkennt, mit Ausnahme des guten Trolla.“

„Ach so, Sie dachten an Frida,“ fiel dieser mit gut gemachtem Erstaunen ein und nickte ihr nun freundlich zu. „Sie meinten das Ewig-Weibliche, das uns hinabzieht. Das ändert die Sache. Dann also Prosit.“

An der oberen Schmalseite des Tisches saß ein „alter Herr“, der sich bisher sehr still gehalten, dafür aber um so mehr getrunken hatte. Es war Eckler, ein Mann, in dessen vom Bier gerötheten Gesicht das massive Kinn, der üppige, wohlgepflegte Schnurrbart, vor Allem aber ein blendender „Durchzieher“, der in leichter Neigung mitten über die linke Wange lief und tadellos vernarbt war, ganz besonders auffielen. Alle Welt, die ihn näher kannte,

nannte ihn „Herr Assessor,“ trotzdem auf seiner Visitenkarte diese Titulatur nicht zu finden war. Da er aber seinem Alter nach jedenfalls schon längst diese Auszeichnung verdient hätte, so nahmen die jüngeren Leute seines Verkehrs durchaus keinen Anstoß, ihn so zu nennen. Und da er außerdem stets elegant gekleidet ging, immer bei Kasse und in vielen Kneipen zu sehen war, so hielt man ihn für einen gut situirten Mann, für eins jener alten „Sumpfhühner“, die ihre Carrière aus irgend einem Grunde unterbrochen haben, oder überhaupt nicht weiter verfolgen wollen, und welche ein Vergnügen darin finden, durch die Studentenkneipen zu bummeln und mit den modernen Heben auf gutem Fuße zu stehen.

Im Lichtenhainer wußte man längst, daß er der Begünstigte von Fräulein Rosa war, einer nicht mehr jungen, aber stattlichen und beweglichen Brünetten mit übernächtigten Zügen, die eine tadellose Frisur trug und sich mit jener verdächtigen Eleganz zu kleiden verstand, die man bei versteckten Halbweltsdamen findet. Sie bediente heute drüben auf der anderen Seite, hatte, da es noch früh war, ebenfalls nicht viel zu thun und kam nun, die Hände gegen die Hüften gestemmt, langsam näher

getänzelt, ein ewiges Theaterlächeln auf den Lippen, das ihrem Antlitz etwas Blödes und Starres gab.

Sie reichte Trolla die Hand, trat dann auf Eckler zu, nahm dessen offenstehendes Kännchen und sagte durchaus harmlos: „Sie werden schlecht bedient, Herr Assessor. Gestatten Sie, daß ich Ihnen noch eins bringen darf?“

Am Tische war man an diese Verstellung bereits so gewöhnt, daß man kaum darauf noch achtete. Man fand es ganz begreiflich, daß Beide ihr Verhältniß hier im Lokal so viel als möglich cachirten, und daß der Assessor sich stets in ein „fremdes Revier“ setzte, um Rosa in ihrem Benehmen den anderen Gästen gegenüber nicht zu beschränken.

„Sind Sie durch Frida schon einmal hinabgezogen worden, Herr Trolla?“ fragte Kramer, der versessen darauf war, es zwischen den Beiden heute „zum Klappen“ zu bringen.

„Was nicht ist, kann ja noch werden,“ warf Hiller vorlaut ein.

„Herr Hiller, vielleicht stärken Sie sich,“ brachte die Thüringerin etwas heftig hervor und gab ihre Rückenstellung auf. Noch ziemlich unverdorben

wie sie war, empörte es sie, diesen offenen Abfall von Trolla zu erleben.

Dieser wandte sich an Kramer und erwiderte: „Noch nicht, lieber Freund. Hoffentlich bewahrt mich auch der Himmel davor.“

„Mich auch,“ warf Frida patzig ein, riß hochmüthig ein paar leere Kännchen vom Tisch und ging mit heftigem Kleiderschwenken davon.

„Jetzt haben Sie es mit ihr verdorben,“ bemerkte Kramer im Tone des wohlmeinenden Mannes.

„Wer weiß auch,“ warf Hiller dazwischen. „Was sich neckt, das liebt sich.“

Trolla glaubte keine Veranlassung mehr zu haben, sich noch irgendwie zieren zu brauchen, und so platzte er dreist hervor: „Sie können in dieser Beziehung ganz beruhigt sein, meine Herren, ich gönne sie Ihnen Allen. Ich glaube Ihnen früher bereits einmal mitgetheilt zu haben, daß ich das Verhältniß mit einer Kellnerin als die ultima ratio meines Liebesfrühlings betrachten würde.“

„Haben Sie sich nur nicht. Sie will ja auch Keine von uns,“ mischte sich Rosa in das Gespräch, die in diesem Augenblick mit dem gefüllten Kännchen für ihren Liebhaber zurückgekehrt war und die letzten Worte gehört hatte.

„Danke bestens für diese Auszeichnung," wandte Trolla freundlich ein, wobei er sich eines vergnügten Abends im vergangenen Sommer erinnerte, als ihn Rosa in Abwesenheit des „Assessors" eine ganze Stunde lang angeschmachtet und ihm viel von der Untreue ihres Schatzes vorgeflunkert hatte, woraus er gerade genug entnehmen konnte, um eitel zu werden.

„Sie verdienten wirklich, als keuscher Josef ausgehauen zu werden," sagte Kramer wieder, worüber Hiller laut lachte.

Plötzlich, nachdem Rosa bereits den Tisch verlassen hatte, sagte Eckler deutlich und scharf: „Gestatten Sie mir, bitte, eine Frage, Herr Trolla. Hatten Sie vorhin die Absicht, Ihre abfällige Kritik über die Verhältnisse mit Kellnerinnen gerade in meiner Gegenwart zu äußern?"

Sofort wehrte Kramer ab: „Aber Herr Assessor, wie können Sie nur auf diesen Gedanken kommen!"

Auch Hiller blickte unruhig auf und schüttelte abweisend mit dem Kopfe.

Trolla hatte den Oberkörper gereckt und sofort ein ernstes Gesicht gezeigt: „Pardon, wenn Sie das auf sich bezogen haben sollten, aber ich habe wirklich nicht an Sie gedacht," sagte er höflich.

„Na, dann Profit," erwiderte Eckler, nun mit der veränderten Miene eines Menschen, der selbst froh ist, eine Wortklippe glücklich umgangen zu haben.

„Profit," fiel Trolla etwas gezwungen ein, nippte aber nur an seinem Kännchen. Eckler war ihm stets ein unsympathischer Herr gewesen, mit dem er nur der reinen Form wegen freundlich verkehrte, sobald man hier zusammen saß. Mit dem Instinkt des scharfen Denkers hatte er längst herausgefunden, daß es in dem Verhältniß zwischen dem „Assessor" und Rosa einen dunklen Punkt geben müsse, durch den der Erstere sich tief erniedrige und die Bezeichnung eines Ehrenmannes nicht mehr verdiene. Er glaubte Ursache zu haben, anzunehmen, daß Eckler seinen Lebensunterhalt zum Theil aus den reichlichen Trinkgeldern Rosas bestreite, und daß er den Gentleman nur herausbeiße, um seinem engeren Verkehr Sand in die Augen zu streuen. Und so litt er jedesmal beim Anblick dieses Menschen unter dem Zwiespalt seiner Empfindung: ihn innerlich als ein verachtungswürdiges Subject betrachten zu müssen, ohne jedoch bestimmte Beweise dafür erbringen zu können.

Im Augenblick jedoch unter diesem Eindruck

stehend, konnte er sich nicht enthalten, etwas spöttisch hinzuzufügen: „Im Übrigen, Herr Assessor, würde ich niemals damit gemeint haben, daß für Sie ein derartiges Verhältniß schon die ultima ratio Ihres Lebens sein könnte."

Kramer und Hiller fuhren auf, als müßte nun etwas Besonderes passiren, Eckler jedoch schlug die Augen nieder, zwang sich zu einem verzerrten Lächeln und erwiderte mit einem verbindlichen Kopfnicker, während er mit Daumen und Zeigefinger irgend ein Flöckchen vom Aermel seines eleganten Jaquets wegknipste: „Danke sehr für die gute Meinung, die Sie von mir haben. Ich werde mich bei Gelegenheit zu revanchiren versuchen."

Nun erhob er den Blick, und seine grauen Froschaugen ruhten einige Augenblicke fest auf Trolla, als sollten seine letzten Worte mehr Bedeutung enthalten, als dieser vielleicht daraus hätte entnehmen können. In durchaus liebenswürdiger Weise plauderte er dann mit seinem Nachbar weiter.

Kramer und Hiller waren schweigsam geworden, denn sie fanden für die „sanfte Antwort" auf den kecken Vorstoß Trollas keine Erklärung. Jedenfalls mußte Eckler nicht ganz verstanden haben.

Frida, eifrig bedienend, trat wieder an den Tisch, und so kam die Unterhaltung in ein anderes Fahrwasser. Die Thüringerin, deren Wangen jetzt geröthet waren, ließ es sich gern gefallen, daß Kramer sie um die Taille faßte und sie an sich zog. Und er, gerührt durch so viel Entgegenkommen, flüsterte ihr irgend eine Zärtlichkeit zu, worauf sie sich dann für seine Rechnung vom Büffet ein Glas Portwein holte. Als sie dann wieder an seiner Seite stand und ihm zutrank, schielte sie dabei auf Trolla, und aus dem Schlitz ihrer verschleierten Augen, die manchmal die Farbe zu wechseln schienen, sprach die erwartungsvolle Neugier, wie der stolze Hannoveraner sich dazu verhalten würde.

Trolla jedoch achtete nicht darauf. Nur einmal war es ihm, als hörte er Kramer zu Frida etwas von „Cap-Keller" flüstern, wo man nach Schluß des Lokals noch eine Flasche Wein trinken könne, dann versank er wieder in Zerstreuung. Er dachte an seine Heimath, an Mutter, Schwester und Bruder. Ueber ein Weilchen, und er war bei ihnen und durfte reinere Luft athmen. Merkwürdig, daß sich in dieses geistige Bild auch wieder ein anderer Kopf hineindrängte, als wollte er verwandtschaftliche Beziehungen suchen: derjenige Emmys, des selt-

samen Geschöpfes, das sich für ihn schon interessirte, bevor er es kennen gelernt hatte.

Allmählich war es lebhafter im Lokal geworden. Alle fünf Minuten klappte die Glasthür, traten neue Gäste herein, die den frisch gefallenen Schnee mit herein brachten, der sofort auf dem Fußboden zerschmolz. Ein Trupp angeheiterter Studenten, der hier noch einen Abstecher gemacht hatte, brach lärmend auf, und es dauerte nicht lange, so war der leere Tisch von anderen Musensöhnen besetzt, die die vorhergegangene Lustigkeit fortzusetzen schienen.

Der Wirth war nun überall zu sehen, hatte an jedem Tisch sein Kännchen stehen und hätte sich am liebsten zertheilt, um dem lauten Rufe: „He Klippel!" nach allen Seiten zugleich Folge zu leisten. „Großpapa" jedoch schritt würdevoll durch die Reihen, tippte bald Diesem bald Jenem auf die Schulter und ließ die Dose herumgehen, in die die „Füchse" aus Gefälligkeit die Fingerspitzen stippten. Juchzendes Niesen ertönte dann auf vier Seiten zugleich, setzte sich wie ein Echo im Lokal fort und rief schallendes Gelächter hervor. An irgend einem Tische rief dann eine Baßstimme ein „Prosit" herüber, das mit einem verbindlichen „Danke" beantwortet wurde.

Es war die fröhliche, ungebundene Stimmung junger Leute, die, bevor sie die Weihnachtsreise antraten, noch einmal den Kreis der näheren Bekannten rund sehen wollten.

Hin und wieder, in einem versteckten Winkel, saß ein verheiratheter Griesgram, der, den Trauring in der Westentasche, hier fern von seiner bösen Sieben Erholung suchen wollte, ein verdrießliches Gesicht zeigte, sobald die ihn bedienende Hebe die jüngeren Gäste bevorzugte, und schließlich jedes Lächeln derselben mit einem Nickel Trinkgeld bezahlte, ohne mehr dafür zu haben, als das späte Bewußtsein, gleich einem einsamen Narren das verschmähte Heim aufsuchen zu müssen.

Lange Schwaden Cigarrendampfes lagerten in der Luft, umzogen die Milchglasschalen der Gasflammen und lösten sich dann langsam an der Decke auf, die allmählich einen bräunlichen Firniß angenommen hatte.

„Trolla, schlafe nicht,“ sagte Hiller und stieß mit seinem Kännchen gegen das des Freundes, so daß das Holz laut klapperte.

„Felix träumt nur von seinem zukünftigen Ideal,“ warf Frida ein, die sich nun auffallend mit Kramer beschäftigte, was Hiller eigentlich zu

Gunsten Trollas auslegte, denn er nahm an, daß sie diesen durch ihr Benehmen eifersüchtig machen wollte. Da Kramer an diesem Abend sehr freigebig war, hatte sie bereits einen kleinen Schwips weg, wodurch sie jedoch nur noch interessanter erschien.

„Er träumt und sieht das Gute nicht,“ machte sich Kramer bemerkbar, indem er die Thüringerin wieder an sich zog.

„Das ist nun 'mal so im Leben,“ warf Frida altklug ein. „Mancher tappt mit verbundenen Augen an die Krippe und findet dabei das Rechte doch nicht.“

„Das nennt man eine contradictio in adjecto, schöne Thüringerin,“ warf Hiller ein.

„Hoffentlich, liebe Kleine, sieht das unser Freund Trolla nicht als eine Prophezeiung für seinen Beruf an,“ mischte sich Kramer hinein. „Das gerade Gegentheil soll der Fall sein: das Rechte soll man stets mit verbundenen Augen suchen, denn so gebietet es die heilige Justitia, die mit dem Schwerte in der Rechten darauf achtet, daß die Waage in der Linken nicht zu Gunsten des Unrechts sinke.“

„Das war wieder 'mal schön gesprochen," belustigte sich Hiller, während Frida dreist einwarf: „Kinder, was seid Ihr für gelehrte Menschen."

Trolla hatte aufgeblickt. Der Ausdruck „verbundene Augen" aus dem Munde dieses Mädchens berührte ihn seltsam, und sofort wurde wieder eine gewisse Vorstellung in ihm wach von einem Fatum, dem er eines Tages nicht werde entgehen können, wie an jenem Abend, als er das Zimmer miethete und die Figur der Themis auf seinem Schreibtisch fand.

Trotzdem lächelte er und erwiderte zu Kramer gewandt: „Ich finde soviel Anerkennung in Ihren Worten, daß ich Ihnen nur denselben Wunsch für Ihre Carrière zurückgeben kann. Auf Ihr Specielles."

„Ehrt mich."

Beide tranken und sahen sich dann einige Augenblicke groß an, aber wie zwei Menschen, die instinktiv empfinden, daß trotz dieser offenen Verbindlichkeit in ihrem Innersten ein leises gegenseitiges Mißtrauen vorhanden ist, das eines Tages üppig zur bösen Saat sich entfalten kann.

Plötzlich sagte Hiller etwas überlaut: „Da ist doch der Alte da drüben ein anderer Kerl. Der

läuft ohne Binde herum und weiß was er vor sich hat."

„Richtig, da ist ja unser ‚Onkel' wieder," fiel Kramer ein und kniff sich das Monocle in die Augenhöhle.

VII.

Ein alter Herr, der einen Cylinderhut trug, hatte soeben das Lokal betreten und wurde von Fräulein Rosa mit auffallender Freundlichkeit begrüßt. Der Tisch am Fenster war frei geworden, und so nahm er Platz an ihm, nachdem ihm das Mädchen behilflich gewesen war, sich des schweren Pelzes zu entledigen.

Nun saß er da in seinem schwarzen Rock, rieb sich die Hände und strich dann mit den Handflächen behaglich die beiden schon grauen Barthälften auseinander, die zu Seiten des ausrasirten Kinns nach englischem Muster über den Rockkragen herniederfielen. Er neigte durchaus nicht zur Corpulenz, war vielmehr eher schwächlich zu nennen und machte auf den ersten Blick den Eindruck eines etwas steifen Beamten, der äußerlich auf große Sauberkeit hält und namentlich auch darauf, daß das noch volle Haupthaar in tadelloser Glätte sich zeige.

Erst, als er sein goldenes Pincenez weit auf die Nasenspitze gerückt hatte und eifrig die Speisenkarte zu prüfen begann, die er ziemlich weit von sich entfernt hielt, dann über das Glas hinweg ein paarmal mit Rosa, die seitwärts stand, zu äugeln begann, verlor er in den Augen Trollas, der ihn aufmerksam beobachtete, erheblich von diesem Nimbus, sodaß nur noch der „gemeine Philister“ übrig blieb, der in diesem Falle zur Klasse der „grauen Sünder“ gehörte.

Eckler hatte sich plötzlich erhoben und war unsichtbar geworden.

„Er wird doch nicht eifersüchtig auf den Alten sein,“ sagte Hiller mit Bezug darauf und erklärte nun Trolla, daß man diesen „Onkel“ da drüben seit einer Woche schon wiederholt des Abends beobachtet habe, wie er seine Scherze mit Rosa treibe.

„Unser Assessor kennt ihn ja, gestern saß er wenigstens an seinem Tisch,“ sagte Kramer wieder.

„So, so,“ bemerkte Hiller nur, der am Abend vorher nicht hier war.

„Vielleicht ist es sein zukünftiger Schwiegerpapa, dann bleibt das Poussiren wenigstens in der Familie,“ platzte es Trolla heraus.

„Lieber Trolla, Sie werden wieder boshaft,“

gab Kramer zurück. „Das lassen Sie nur Eckler nicht hören, diesmal würde er Sie vielleicht verstehen .... Im Uebrigen — möchten Sie solch einen Onkel zum Schwiegervater haben?“

Trolla, der diesen Gedanken sehr komisch fand, lachte und erwiderte: „Nicht um die Welt, namentlich, wenn er noch eine Frau hätte. Sobald ich einen solchen alten Herrn mit einer Schänkmamsell schäkern sehe, habe ich immer die Empfindung, als müßte ich mich an seiner Statt schämen.“

„Wer weiß, wie Sie später mal darüber denken, wenn Sie ebenso alt sind.“

Trolla zuckte mit den Achseln: „Kann möglich sein. Alter schützt vor Thorheit nicht.“

„Er ist wenigstens ehrlich und hat den Trauring aufbehalten,“ warf Hiller ein.

„Einen großen Brillanten hat er auch noch,“ sagte ein anderer junger Mann am Tisch, der sich bisher eifrig mit seinem Nachbar unterhalten hatte.

Rosa stellte eine Flasche Wein und mehrere Gläser vor den Herrn hin, was Hiller zu der Bemerkung veranlaßte: „Natürlich wieder Rothspon. Wahrscheinlich eine theure Marke.“

Aus der Art und Weise, wie der Wirth dann auf den Gast zutrat und ihn begrüßte, konnte man

entnehmen, wie sehr man seine Anwesenheit zu schätzen wußte. Kramer benutzte dann die Gelegenheit, Klippel herbeizuwinken und ihn um Auskunft über den „Onkel“ zu ersuchen.

Der Wirth zog die Schultern in die Höhe und äußerte sein Bedauern. So viel er erfahren habe, sei es ein Rentier.

Trotzdem schien er mehr zu wissen, denn er entschuldigte sich sofort „auf einen Augenblick“, was er immer zu thun pflegte, wenn er weiteren Fragen ausweichen wollte.

So wurde denn Frida ins Gebet genommen, die aber sofort die Berlinerin markirte und mit einer Verbeugung sagte: „Wie kann ich das wissen, ich bin noch zu klein.“

Eckler tauchte wieder auf, nahm aber nicht seinen alten Platz ein, sondern ging auf den alten Herrn zu, begrüßte ihn zuvorkommend nnd setzte sich dann zu ihm. Wie es schien, that er es nur zögernd, aber man hörte deutlich, wie der „Onkel“ sagte: „Aber Ihre Freunde werden ja nicht weglaufen, so trinken Sie ein Glas mit.“

„Sie scheinen ja sehr cordial miteinander zu sein,“ dachte Trolla, der nun sah, wie sich auch Rosa an den Tisch setzte und wie sie beim Zu-

trinken den Alten anlächelte und dann zu Eckler sehr förmlich that. Gerade das gab ihm wieder zu denken. Er hatte die Empfindung, als kennten die Herren sich schon längere Zeit, als bestünde aber nur zwischen Eckler und Rosa ein gewisses Einverständniß dem alten Pousseur gegenüber.

Es dauerte nicht lange, so befand sich eine zweite Flasche Wein auf dem Tisch, hatten auch Klippel und Großpapa bei dem Spender Platz genommen. Trotzdem der alte Herr in eine fast fidele Stimmung gerieth und Rosa ausgelassen lachte, blieb Alles in den gehörigen Grenzen.

Eckler hielt es dann an der Zeit, an seinen alten Tisch zurückzukehren und für sein längeres Ausbleiben um Entschuldigung zu bitten. Es sei nun einmal nicht zu umgehen, mit dem Herrn ein paar Minuten zu kneipen, sobald er die Spendirhose anhabe. Er kenne ihn schon längere Zeit als einen wohlhabenden Herrn, der manchmal den „wilden Mann“ mache.

„Wie heißt er denn?“ fragte Kramer, dessen Neugierde noch immer rege war.

Eckler wollte den Namen plötzlich vergessen haben. So intim sei er eigentlich nie mit ihm gewesen, denn es sei nur eine Kneipenbekanntschaft.

„Wahrhaftig, ich kann mich nicht mehr darauf besinnen,“ fügte er hinzu. „Irre ich mich nicht, so hat mir ein Officier, der in Brandenburg steht, seine Bekanntschaft vermittelt. Natürlich in Civil. In irgend einem Café, es war schon spät.“

Trolla horchte auf, er wußte kaum warum, denn eigentlich interessirte ihn weniger der Alte, als die Art und Weise, wie der „Assessor“ sich um irgend Etwas herumzudrücken schien, das er allem Anschein nach genau wußte. Denn darauf deutete seine Verlegenheit hin. Er hatte seine Sicherheit verloren und zeigte ganz die Unruhe eines Mannes, der befürchtet, es könnte ihm plötzlich etwas Unwahres nachgewiesen werden. Dann, als der Stuhl zwischen ihm und Kramer auf einige Zeit leer geworden war, beugte er sich dicht zu diesem heran und flüsterte ihm zu: „Er macht Geldgeschäfte. Falls Ihnen vielleicht an der Adresse liegen sollte. — Ich bitte aber um Discretion darüber.“

Kramer lehnte dankend ab, setzte aber aus Höflichkeit das Wörtchen „vorläufig“ hinzu. Man könne nicht wissen, in welche Verlegenheit man vielleicht einmal komme, er werde sich dann jedenfalls dieser Empfehlung dankbar erinnern.

Nach etwa zehn Minuten trat Rosa an den

Tisch und flüsterte ihrem Schatz etwas zu. Eckler hätte gar nicht nöthig gehabt, sich aufs Neue zu entschuldigen denn man hatte bereits bemerkt, wie der Herr drüben ihn verschiedene Mal herüber-gewinkt hatte. Es schien ihm viel daran zu liegen, den Assessor aufs Neue bei sich zu sehen.

Kramer bat ihn, sich durchaus nicht zu geniren, wenn er ihre Gesellschaft verlassen wolle. So erhob sich denn Eckler, klopfte Frida herbei, bezahlte und sagte verbindlich: „Dann also glückliche Reise, meine Herren, wenn wir uns vor dem Fest nicht mehr sehen sollten.“

Drüben setzte er sich fest, zechte wacker mit dem „Onkel“ und schien alle Zurückhaltung verloren zu haben. Plötzlich steckten er und Rosa die Köpfe zusammen, und es machte auf Trolla den Eindruck, als klärte Eckler den Gastgeber über ihn und seine Freunde auf.

Und zu seiner großen Verwunderung bezahlte der alte Herr etwas hastig und erhob sich zum Gehen. Eine gewisse Bestürzung auf Seiten Ecklers und Rosas war unverkennbar. Das Zureden half aber nichts, denn der Alte schien es wirklich eilig zu haben. Behende schlüpfte er in seinen Pelz, sodaß auch für Klippel nichts zu thun übrig blieb,

der sich schleunigst blicken ließ, um diesem ausgezeichneten Gaste auch beim Abschied seine Aufmerksamkeit zu beweisen.

Es war spät, als auch Trolla und die Übrigen gingen. Das Lokal war leer geworden, nur Eckler hatte sich noch eine frische Cigarre angesteckt, saß wie träumend in der nun öden Ecke am Fenster und kämpfte wie gewöhnlich den Kampf mit der letzten Gasflamme, bis Rosa Casse gemacht haben würde. In dieser Beziehung schien er wirklich ein aufopfernder Liebhaber zu sein, der der Dame seines Herzens gegenüber keine Müdigkeit kennt.

Auf der Straße gesellte sich Frida zu Trolla und seinen Bekannten. Da die Nacht doch nun einmal angebrochen war, so wollte man die Abschiedsfeier noch weiter fortsetzen. Kramer war natürlich für den Cap-Keller. Hiller jedoch meinte, ein Schlummerpunsch würde Allen viel dienlicher sein, womit auch Frida einverstanden war.

„Nun, Sie wollen auch ins Café gehen? Das ist man von Ihnen ja gar nicht gewöhnt, Frida," bemerkte Trolla, der diese Bummeleien bis in die frühen Morgenstunden durchaus nicht liebte, sich heute aber nicht ausschließen wollte.

„Sie sind ja auch dabei," gab sie zweideutig

zurück, so daß Kramer, der wie ein Gigerl an ihrer Seite dahinzog, etwas stutzig einfiel: „Erlauben Sie mal', ich auch."

„Ich auch," echote Hiller.

„Wir sind eben Alle dabei," sagte Kramer wieder. „Wo Sie sind, sind wir immer. Sie sind doch ein Mädchen, mit dem man sich sehen lassen kann."

„Das sagen Sie wohl Jeder, Herr Referendar," wandte sie ein, sich sehr geschmeichelt fühlend.

„Wenn der Mond am Himmel stände, so würde ich ihn als Zeugen dafür anrufen, daß Sie die Erste sind," fuhr Kramer fort, der sich vorgenommen hatte, heute ihre Gunst zu gewinnen.

„Nu äben," plärrte Frida, die wirklich gut aufgelegt war. „Dann is 's schon nicht wahr. Der Mond soll immer herhalten, das kennt man schon."

„Wieso?" fuhr Kramer unentwegt fort. „Haben Sie ihm vielleicht schon etwas zu verschweigen? Ist sein Vollgesicht Ihnen bei irgend einer discreten Gelegenheit schon einmal unangenehm aufgefallen?"

Lachend erwiderte sie: „Gar! Was Sie sich denken, is nich. Dann kennen Sie noch keine Thüringerin."

„Nu äben," ahmte ihr Hiller nach.

„Deshalb möchte ich eben um den Vorzug bitten, Sie näher kennen zu lernen," warf Kramer galant ein. „Darf ich um Ihren Arm bitten?"

Sie ging darauf nicht ein, sah sich vielmehr nach Trolla um, der hinter ihnen herschlenderte. „Heute hat Felix noch das Vorrecht," sagte sie schnell und war an seiner Seite. Und die Gelegenheit benutzend, steckte sie ungenirt ihren Arm unter den seinigen und raunte ihm zu: „Seien Sie doch nett zu mir, ich kann ihn nicht leiden. Nur Ihretwegen gehe ich mit ins Café."

„Es hat ja doch Alles keinen Zweck," gab er kurz zurück, ließ sich aber ihren Arm gefallen.

„Braucht es auch nicht," wandte sie lächelnd ein. „Sie sollen mich doch nicht heirathen."

„Eben deshalb, liebes Kind. Ich habe meine Grundsätze."

„Ach, Sie sind beschränkt," stieß sie unwillig hervor.

„Dann kann ich mir nicht helfen."

„Es soll also aus zwischen uns sein?" fragte sie wieder mit verhaltenem Groll.

„Wie kann Etwas aus sein, was noch gar nicht begonnen war," warf er ruhig ein.

Sie ließ noch nicht locker: „Einen Schatz muß ich endlich haben, und Sie sind mir der Angenehmste von allen meinen Bekannten. Das sollten Sie doch schon gemerkt haben."

„Sehr schmeichelhaft für mich, Frida. Um so größer ist aber mein Bedauern, Ihnen einen Korb geben zu müssen."

„Ihr letztes Wort?"

„Mein letztes."

„Dann haben Sie mich von heute an auf dem Gewissen. Denken Sie später an mich."

„Ein Gönner bleibe ich Ihnen doch," sagte er heiter, weil er sie für leicht bezecht hielt.

Sie war bereits von ihm fort und inmitten von Kramer und Hiller, die inzwischen ruhig weiter gegangen waren. „Felix ist verrückt geworden," rief sie aufgebracht aus.

„Freut mich. Um so vernünftiger bin ich," erwiderte Kramer und ergriff ihren Arm mit den Worten: „Also endlich doch."

Sie betraten das fast überfüllte Café, in dem zum Glück gerade eine Ecke frei wurde. Trolla war auffallend schweigsam, um so redseliger zeigten sich die Uebrigen. Frida namentlich war schon nach dem ersten Glas Schlummerpunsch sehr ausgelassen ge-

worden. Sie lachte und scherzte so übermüthig, daß Kramer immer aufs Neue mit ihr anstieß und sie zum Trinken bewog. Als sie das dritte Glas vor sich stehen hatte, drohte ihr Trolla mit dem Finger und sagte: „Frida, Frida — trinken Sie nicht zu viel.“

Sie aber verzog die Lippe wie verächtlich und erwiderte abweisend: „Das kann Sie doch nicht mehr interessiren. Vielleicht lassen Sie ihre Ermahnungen.“

„Das verschmähte Weib, wie es im Buche steht,“ dachte Trolla und machte ärgerlich einen Kopfnicker der Zustimmung. Innerlich war er angenehm berührt davon, es endlich so weit mit ihr gebracht zu haben. Als er dann aber unwillkürlich wieder aufblickte und ihre Augen auf sich gerichtet sah, entdeckte er doch einen anderen Ausdruck in ihnen, als zuvor. Es war, als betrachtete sie ihn nun mit einer gewissen Wehmuth, mit mehr Mitleid als Groll; als hätte sie zu ihm sagen wollen: „Was ich auf der Zunge habe, trage ich nicht im Herzen.“

Als die Vorhänge an der Eingangsthür wieder zurückgeschlagen wurden und Eckler und Rosa hereintraten und sich nach einem Nebentisch umsahen, fand er es an der Zeit, sich zu erheben. Er wollte

denn doch der Möglichkeit entgehen, mit dem „Assessor“ und dessen Begleitung hier noch die Gesellschaft zu theilen.

„Sie wollen schon fort?“ fragte Frida verblüfft, als hätte sie das eigentlich nicht erwartet.

Kramer jedoch, froh darüber, den Nebenbuhler glücklich los zu werden, zugleich aber ärgerlich, Frida noch so theilnahmsvoll zu sehen, warf spöttisch ein: „Herr Trolla will jedenfalls heute noch arbeiten.“

„Das nicht, lieber Freund,“ gab dieser zurück, „aber ich räume Ihnen das Feld, in der sicheren Erwartung, daß Sie als Gentleman Frida vor den Folgen des Punschgenusses bewahren werden.“

Kramers Lächeln verschwand. Er fixirte Trolla durch sein Monocle und fand nicht gleich die Worte dann aber sagte er mit auffallender Gemessenheit: „Mein werther Herr Trolla, ich muß doch bitten. Unterlassen Sie künftighin derartige Hinweise, die an diesem Orte und um diese Zeit völlig überflüssig sind.“ Aus seiner Miene sprach das Weitere, was er verschwieg.

Trolla war keinen Augenblick eingeschüchtert. Unter einem durchaus verbindlichen Lächeln erwiderte er: „Verzeihen Sie. Gerade weil Ort

und Zeit viel zu entschuldigen pflegen, lege ich Ihnen den etwas bedenklichen Zustand unserer Frida ans Herz."

„Wollen Sie provociren?" klang es scharf zurück.

„Nicht im Geringsten. Nur eine freundliche Ermahnung vom Stapel lassen."

„Die Sie in diesem Falle für sich hätten behalten sollen," erwiderte Kramer kurz.

„Dann bitte ich um Entschuldigung für meine gute Meinung von Ihnen," sagte Trolla lächelnd und empfahl sich. Er ging, ohne nicht zuvor noch Frida die Hand gedrückt zu haben.

„Was haben denn die Beiden eigentlich?" fragte sie mit schläfrigem Blick und neigte sich zu Hiller.

„O, sie haben eigentlich nichts miteinander," erwiderte dieser heiter, „sie gehören Beide zu jenen angenehmen Menschen, die immer das Gegentheil von dem denken, was sie sich freundschaftlicher Weise ins Gesicht sagen. Man nennt das unbewußte Abneigung. Trolla mißt das Recht von unten nach oben und Kramer von oben nach unten. In der Mitte prallen sie gewöhnlich zusammen und sagen sich versteckte Sottisen. Wenn man das

zu große Gefühl Trollas mit der zu kalten Vernunft Kramers multipliciren könnte, dann bekäme man vielleicht ein ganz hübsches Resultat, aus dem sich etwas machen ließe."

„Das ist mir zu lateinisch," warf Frida mit blödem Gesichtsausdruck ein und hörte dann lieber auf Kramer, der ihr mit anderen „vernünftigen" Dingen kam. —

Trolla war froh, die frische Winterluft wieder mit vollen Zügen athmen zu können, was ihm um so angenehmer war, als er sich dabei ungestört seinen Gedanken überlassen konnte. Kramers Verhalten hatte ihm heute weniger denn je gefallen, und so nahm er sich vor, sich mit ihm nur auf den nothwendigen Verkehr zu beschränken, soweit es sich um ein gelegentliches Zusammentreffen in der Kneipe handeln würde.

Er hatte es nicht weit bis zu seiner Wohnung. Als er, die Schachtel mit dem brennenden Wachslicht in der Hand, die Biegung der Treppe erreicht hatte, hörte er die Entréethür oben öffnen, und so konnte er noch eine männliche Gestalt hineinhuschen sehen, die allem Anschein nach einen Cylinderhut und einen Pelz trug. Wahrscheinlich also der Hausherr, dessen Kehrseite er wenigstens einmal

flüchtig sehen konnte. Immerhin ein gewisser Erfolg, auf den er sich etwas einbilden durfte.

Da er nicht als Nachtschwärmer gelten wollte, so schloß er leise sein Zimmer auf und legte sich schleunigst aufs Ohr.

Am Nachmittage des folgenden Tages, der ein Sonntag war, begann er seine Sachen zur Reise zu packen, da er nichts Besonderes vor hatte. Er hätte gern etwas Bindfaden gehabt, und so wagte er sich in das Nebenzimmer hinein. Zu seiner Ueberraschung fand er es völlig verändert. An Stelle des Sophas stand ein anscheinend werthvolles Klavier, rechts und links davon machten sich Fauteuils breit, und in der Mitte des Zimmers ein großer geblümter Teppich in leuchtenden Farben, durch den man den früheren verblaßten ersetzt hatte.

Es sah aus, als hätte man die Absicht gehabt ein richtiges Musikzimmer zu schaffen. Sofort fiel ihm ein, was Frau Dankelberg ihm am vergangenen Tage zu verstehen gegeben hatte, und da er Niemand zu Hause wähnte, that er sich keinen Zwang an. Er klappte den Deckel des Instruments auf und ließ die Finger über die Tasten gleiten. Und als er fand, daß das Klavier vorzüglich gestimmt war

und einen ausnehmend schönen Klang hatte, erfaßte ihn die Leidenschaft des gebildeten Dilettanten, der einen Genuß lange entbehrt hat.

Er liebte Beethoven über Alles, und so war er bald in die Eroica vertieft, die er völlig im Kopfe hatte. Die weiten Schatten der Dämmerung füllten das Zimmer, nur noch schwach zeichnete sich das Tageslicht in dem viereckigen Ausschnitt der Fenster ab, er sah kaum noch das Elfenbein der Tasten, aber noch immer schwelgte er in der unendlichen Gefühlswelt der Töne.

Als er eine Pause machte, überhörte er sogar ein wiederholtes, leises Klopfen. Lichtschimmer blendete ihn dann. Es war Emmy, die, eine brennende Lampe in der Hand, aus dem hinteren Zimmer eingetreten war und um Entschuldigung für die Störung bat, da sie ihm die nöthige Beleuchtung bringen wolle.

Etwas verwirrt erhob er sich und bat nun seinerseits um Verzeihung, daß er sich angemaßt habe, vielleicht die Ruhe nebenan gestört zu haben.

„Im Gegentheil, Sie wissen gar nicht, was Sie mir für einen großen Genuß bereitet haben," erwiderte sie ohne jede Ziererei. „Ich habe selten

so schön spielen gehört, und sehe nun ein, was für eine Stümperin ich bin."

Er machte die übliche Einwendung, sie jedoch fuhr ohne darauf zu achten fort, nachdem sie die Lampe auf einen kleinen Tisch gestellt hatte und nun dabei war, die Lichte der Klavierleuchter anzuzünden: „Papa und Mama sind ausgegangen, ich hatte keinen rechten Mumm, mitzugehen. Nun freue ich mich, das bessere Theil erwählt zu haben... Sie würden mir wirklich eine große Freude bereiten, wenn Sie von meiner Wenigkeit gar keine Notiz nehmen wollten."

„Und Sie würden mir eine viel größere Freude bereiten, gnädiges Fräulein, wenn Sie mir die Ehre Ihrer Gesellschaft erwiesen," wandte er mit kecker Höflichkeit ein und betrachtete sie dabei mit Wohlgefallen. Sie trug dasselbe rothe Kleid, in dem er sie bereits zweimal gesehen hatte, und zeigte eine kühn-hohe Frisur, die ihrem picanten Gesichtchen den Anstrich eines Modekupfers gab.

„Aber nur, wenn Sie noch etwas zum Besten geben," gab sie schalkhaft zurück.

„Ihre Wünsche sind mir Befehl," sagte er ohne jede Neigung zur Phrase, setzte sich wieder ans Klavier und spielte die „Träumerei" von Schu-

mann, weil er wußte, daß man damit bei jungen Mädchen immer Stimmung machte.

Als der letzte Laut verklungen war und er sich umwandte, sah er sie weinen. Die hellen Thränen rannen ihr über die Wangen. Sofort sagte er sich, daß diese Gefühlsexplosion nicht nur eine Folge der Musik sei, sondern daß etwas Anderes sie schwer bedrücken müsse.

„Was ist Ihnen?“ fragte er theilnahmsvoll.

Sie schien sich nun ihrer Thränen zu schämen, denn sie wandte sich ab und erwiderte leise: „O nichts, nichts... Ich dachte nur daran, wie fröhlich wohl das Weihnachtsfest sein wird, das Sie zu Hause verleben werden.“

„Und Sie — freuen Sie sich nicht?“

Sie hatte sich beruhigt, führte aber noch immer das Taschentuch gegen die Augen. „Wie man's nimmt, Herr Trolla. Eine richtige Familienfeier ist es bei uns nie.“

Ihr Seufzer bewies ihm, daß sie ihm stillen Kummer zu verbergen hatte, und so fuhr er fort: „Sie bekommen doch gewiß recht schöne Geschenke, — wahrscheinlich Alles, was Ihr Herz begehrt.“

„Gewiß, darüber könnte ich nicht klagen. Wenn Mama mich beschenkt, so freue ich mich, wenn Papa

es thut, nicht. Sie werden das vielleicht komisch finden, aber es ist so. Papa und ich stehen nämlich immer auf dem Kriegsfuße."

„Darf man wissen warum?" platzte es ihm heraus.

„Weil ich sein Geld nicht leiden kann."

„Das ist allerdings sonderbar," gab er lachend zurück. Dabei mußte er unwillkürlich ihre Worte mit dem Gewerbe ihres Vaters zusammenbringen, über das er bisher nur Vermuthungen angestellt hatte.

„Was hat Ihr Herr Papa eigentlich für ein Geschäft?" fragte er muthig.

„Er vermehrt sein Vermögen auf eigene Art," gab sie zurück, indem sie sich zum Lächeln zwang.

„Eine angenehme Beschäftigung."

„Nicht wahr?"

Eine Pause trat ein, die Beide peinlich empfanden, weil Jedes vom Mißtrauen des Anderen in dieser Angelegenheit überzeugt war.

„Darf man erfahren, gnädiges Fräulein, ohne indiscret zu sein, worin diese ‚eigene Art' besteht?" fragte Trolla dann.

Sie hatte ihm gegenüber auf einem Fauteuil

Platz genommen, und nun sah er, wie sie die Farbe wechselte, dabei aber ihn ruhig anblickte.

„Ich bekümmere mich wirklich nicht viel darum," erwiderte sie gleichgiltig. „Ich weiß nur, daß Papa allerhand Speculationen macht und so. Manchmal sollen sie nicht schön sein. Ich kann aber leider nichts dagegen thun."

Ihre Offenheit gefiel ihm, so daß er sich in diesem Augenblick wirklich zu ihr hingezogen fühlte, denn er nahm nun an, daß sie innerlich die Geschäftsart ihres Vaters verachte. Wie sie so vor ihm saß, als ein angenehmes Geschöpf, das einen ganz interessanten Eindruck machte, erschien sie ihm in Gedanken bereits losgelöst von dieser Familie, als ein ganz anderes Wesen, das jedenfalls froh sein würde, sich den Entschlüssen des zukünftigen Mannes ganz und voll anzuvertrauen.

Plötzlich lenkte sie das Gespräch auf seine Familie. Er hatte bis jetzt nur flüchtig darüber gesprochen. Nun aber berührte es ihn angenehm, eingehender von Mutter und Schwester sprechen zu können, namentlich von der bevorstehenden Verlobung der Letzteren. Dabei entging es ihm fast, daß Emmy seufzerartig „die Glückliche" einwarf.

Dann, als er davon sprach, daß sein Bruder

Arthur Officier sei, horchte sie auf. Wenn er nicht in Gedanken bereits zu Hause gewesen wäre, so hätte er ihren abermals eingeflochtenen Worten: „So, so — also Officier ist Ihr Bruder?“ eine besondere Bedeutung beimessen müssen. Eine gewisse Enttäuschung machte sich auf ihren Zügen bemerkbar, als Nachwirkung von etwas Unerwartetem, das sie lieber nicht vernommen hätte.

Kleinlaut geworden hörte sie ihm zu. Erst, als er bei der Schilderung seines Bruders begriffen, diesen einen guten, aber etwas leichtsinnigen Jungen nannte, rief sie lebhaft aus: „Also auch! Es giebt viele leichtsinnige Menschen unter den Herren Officieren, das können sie mir glauben.“

Diesmal wurde Trolla aufmerksam, denn ihre veränderte Haltung konnte ihm nicht entgehen. „Aha,“ dachte er, „sie spricht gewiß aus Erfahrung, die sie aus Geschäften ihres Vaters gezogen hat.“ Sofort wurde er wieder mißtrauisch gegen sie, bildete er sich ein, sie könne ihm eine kleine Comödie vorspielen, um sich seiner Achtung zu versichern, die er eines Tages vor ihrem Vater verlieren könnte.

„Haben Sie Verkehr mit Officieren?“ fragte er, während er sie fest ansah.

Leichte Röthe stieg in ihre Wangen, die sich über ihr ganzes Gesicht ausbreitete. Es war, als kämpfte sie mit einem Entschluß, bevor sie darauf antworte.

In diesem Augenblick kam ihr von anderer Seite Hilfe in ihrer Verlegenheit. Die Thüre wurde ungenirt aufgerissen, und Tante Laura wurde sichtbar, die, eine Visitenkarte in der Hand, erst etwas betroffen that, dann zu Trolla „Guten Abend“ sagte, und laut fragte: „Du weißt wohl nicht, wann Vater wiederkommt? Lieutenant von Ultzen wünscht ihn dringend zu sprechen.“

Ohne eine Antwort zu geben, schnellte Emmy in die Höhe, bat Trolla einige Augenblicke um Entschuldigung und rauschte hinaus. Eine kleine Auseinandersetzung erfolgte im Nebenzimmer, aus der die Worte „Deine Rücksichtslosigkeit wieder!“ aus Emmys Munde deutlich hereinschallten. Gleich darauf wurde diese wieder sichtbar, zwar aufgeregt, aber doch gefaßt.

„Selbst am Sonntag hat man keine Ruhe,“ sagte sie möglichst harmlos. „Papa soll einen Hausverkauf für den Herrn übernehmen. Das hätte doch wirklich Zeit, wenn morgen das Büreau wieder geöffnet ist.“

Er wußte, daß sie log, denn sie vermochte ihn

dabei nicht anzusehen. Trotzdem konnte er ihr in seinem Innern auch diesmal sein Mitgefühl nicht versagen.

Sie ging im Zimmer umher und nestelte an ihrem Armband; dabei fiel es auf den Teppich. Er bückte sich, hob es auf und fand, daß der Reif mit Brillanten besetzt war. Und als er es in den Händen hielt, hatte er plötzlich die Empfindung, es könnten Wucherzinsen daran kleben, und so sagte er, einem Augenblickseinfall folgend: „Auch ein Geschenk vom Herrn Papa?“

Sie zuckte leicht zusammen, beherrschte sich aber sofort und erwiderte: „Dies ja. Aber Sie können mir das Armband dreist umlegen, es fliegt doch nächster Tage.“ Trotzig und gebieterisch streckte sie ihm die Hand entgegen, und so konnte er nicht anders — er mußte ihr das Armband umlegen, wollte er nicht die Höflichkeit verletzen.

Sie dankte freundlich und fuhr kurz fort: „Sie müssen nämlich wissen, daß ich meine Armen in unserem Bezirk habe, die manchmal auf mich warten. Wenn Papa nichts ’rausrücken will, was meistens geschieht, dann mache ich kurzen Proceß und versteigere auf einem intimen Wohlthätigkeitskränzchen irgend ein Schmuckstück von mir — amerikanisch

natürlich. Morgen soll das Armband daran kommen. Ich mache mir auch nicht viel aus diesem Plunder."

Als er ihr in die Augen blickte, war es ihm zur Gewißheit, daß diesmal keine Lüge über ihre Lippen gekommen war. „Verzeihen Sie, wenn ich Sie verkannt haben sollte," sagte er bewegt, beugte sich nieder und küßte ihre Hand.

Zum zweiten Mal wurden sie gestört. Diesmal war es Fritz Schneider, der seinen großen Kopf hereinsteckte, zuerst eine etwas verblüffte Miene zeigte, dann aber mit einem vergnügten Grinsen sagte: „Guten Abend, Emmy ... Guten Abend, Herr Candidat. Sie erlauben doch —?" Er trat näher, machte einen Kopfnicker vor Trolla und reichte seiner Cousine die Hand mit den Worten: „Na, Mäusel, wollen wir noch etwas vierhändig? Tante sagte mir schon, daß das Klavier jetzt hier steht ... Der Herr Candidat hört uns gewiß auch gern einmal."

Trolla, der bei dem Worte „Mäusel" die Empfindung hatte, einen kalten Wasserstrahl zu empfangen, bedauerte, sich gerade jetzt zurückziehen zu müssen.

Emmy aber sagte frostig: „Ich habe keine Lust. Du bist und bleibst ein ulkiger Mensch." Und da

sie die verdutzte Miene Trollas bemerkte, bekam sie plötzlich eine humoristische Anwandlung und sagte mit komischer Grandezza, indem sie knixend auf den Kleinen wies: „Mein mir von meinem Herrn Papa bestimmter zukünftiger Herr Bräutigam. Bitte ergebenst, sich das gehörige Bild daraus zu machen.“

Sie lachte laut auf und Trolla konnte sich nicht enthalten, mitzulächeln. Und während er in sein Zimmer ging und sie durch die andere Thür, stand Fritz verlassen mitten im Musikzimmer und rief laut: „Aber Emmy, was sind das für Dummheiten!“ Dann stürzte er nach mit den Worten: „Das sollst Du mir büßen, ich werde es Papa sagen ...“

VIII.

Am fünften Tag nach Neujahr befand sich Trolla wieder in Berlin.

Trotz der fröhlich verlebten Weihnachtstage, in denen der Verlobungstag seiner Schwester die Hauptrolle gespielt hatte, und trotzdem er mit seinem zukünftigen Schwager sofort feste Freundschaft geschlossen hatte, brachte er eine gewisse Mißstimmung mit in sein Junggesellenheim. Seine Mutter hatte ihm gleich am ersten Tage anvertraut, daß Arthur ihr in der letzten Zeit große Sorge bereitet habe. Zweimal habe sie Schulden für ihn bezahlen müssen, deren Ausgleichung durchaus nothwendig gewesen sei. Zu ihrem großen Kummer habe er ein Verhältniß mit einer Theaterdame angebandelt, das ihm kostspielig geworden sei, außerdem neige er zum Tempeln.

Felix hatte eine kleine Auseinandersetzung mit ihm, die aber nicht besonders gut ablief, denn Arthur betonte dabei sehr stark, daß er als der

ältere Bruder sich derartige Belehrungen verbitten müsse. Trotzdem war der Zwist bald ausgeglichen, und sie schieden in alter brüderlicher Treue.

Kaum hatte er sich, mit diesen Gedanken beschäftigt, im Zimmer umgesehen, als ihm auch schon wieder die neuen Aufmerksamkeiten auffielen, mit denen man ihn während seiner Abwesenheit bedacht hatte. Auf dem Schreibtisch stand eine kleine Weihnachtspyramide, aus Papierflittern gefertigt, mit rosafarbenen Bändchen geschmückt. Mit den winzigen Wachslichterchen sah sie so allerliebst aus, daß er sie in die Hand nahm und mit einem Lächeln betrachtete. Als Gegenstück dazu hatte man in der anderen Ecke ein Glücksschwein aus Marzipan aufgepflanzt, das die verlockende Zahl „100,000 M.“ trug. An der Wand prangte ein sehr schön ausgestatteter Abreißkalender, und auf der Schreibunterlage lagen die Visitenkarten der Damen, auf die man die Neujahrsgratulation geschrieben hatte.

Beschämt darüber, mit leeren Händen zu kommen, warf er sich sofort in seinen Paletot und stürmte die Treppe, hinunter in die nächstgelegene Conditorei hinein, wo er einen großen Carton mit Marzipan kaufte. Er hatte nicht lange zu wählen, denn es

war nur ein einziges großes Herz übrig geblieben, das ihm die Verkäuferin sofort einpackte.

Im Augenblick dachte er gar nicht daran, daß Fräulein Emmy dieses Geschenk symbolisch auslegen könnte, sondern schlich sich so unaufmerksam wie möglich wieder ins Haus und in sein Zimmer hinein. Dann säuberte er sich vom Staub der Reise und überbrachte den Damen seine Neujahrswünsche, bedankte sich für die Aufmerksamkeit und bat um die Auszeichnung, das „kleine Gegengeschenk“ überreichen zu dürfen.

Als Frau Dankelberg das Herz erblickte, gingen ihr die Augen über vor Wohlgefallen. Sie reichte Trolla die Hand und sagte mit dem bezaubferndsten Lächeln, das ihr zu Gebote stand: „Es ist recht lieb von Ihnen, daß Sie an Emmy gedacht haben.“

Emmys Gesicht strahlte. Trolla sah ihr an, daß sie sich wirklich innig freute, und so war er glücklich, sich so „anständig aus der Affaire“ gezogen zu haben.

Tante Laura war jedoch wieder diejenige, die den bitteren Tropfen in den Freudenquell goß. Wortlos hatte sie bisher dagesessen, auf ihrem breiten Gesicht jene unheimliche Ruhe, die Trolla stets unangenehm berührte. Nun sagte sie boshaft:

„Na, Emmy — nun hast Du ja zwei Herzen, unter denen Du wählen kannst. Ich glaube aber, daß Fritzens doch etwas größer ist. Knabbere Dir nur nicht die Zähne dabei aus.“

Emmys Lächeln verschwand, sie warf der Tante einen Blick zu, der nichts Gutes bedeutete. Frau Dankelberg aber gab sofort die nöthige Aufklärung, indem sie sich zu Trolla wandte: „Sie meint nämlich damit, daß mein Neffe Fritz auch ein Marzipanherz zum Präsent gemacht hat.“

„Das konnte ich mir denken,“ hätte Trolla, der sich wieder etwas unbehaglich fühlte, einfallen mögen.

„Sie müssen es schon meiner Schwägerin nicht übel nehmen, wenn sie etwas geradezu ist,“ fuhr Frau Dankelberg mit einem Seitenblick auf Laura fort. „Sie kann diese Krankheit nun einmal nicht los werden.“

„Wer weiß, wer hier am gesundesten von Euch Allen ist,“ fiel Laura trocken ein, erhob sich und ging hinaus.

„Wenigstens haben wir sie wieder vertrieben,“ sagte Emmy lachend. „Jetzt sitzt sie nebenan und ärgert sich darüber, unsere Unterhaltung nicht weiter

mit anhören zu können. Aber sie hat niemals die Courage, um Entschuldigung zu bitten."

„Das Fräulein bereitet Ihnen wohl großen Aerger," fiel Trolla ein.

„Sie weiß, daß sie bei meinem Manne einen Stein im Brett hat. Das ist das Ganze," erwiderte Frau Dankelberg. „Sie möchte Emmy durchaus mit meinem Neffen verheirathet sehen, den sie in ihr Herz geschlossen hat. Und das geht doch nun einmal nicht, weil er schief gewachsen ist. Dafür kann er ja nicht, aber dann soll er sich eine Andere aussuchen. Emmy ist nun einmal sehr fürs Aeußerliche beim Manne."

„Aber Mama —!" warf Emmy vorwurfsvoll ein. „Wie kannst Du nur so etwas sagen."

„Laß mich doch," fuhr Frau Dankelberg einfältig fort. „Dadurch kannst Du doch nur in den Augen des Herrn Candidaten steigen."

„Nur," warf Trolla ein, dem es auf seinem Sitz heiß zu werden anfing, denn er war eitel genug, sich einzubilden, daß die etwas große Deutlichkeit seiner Wirthin sich auf ihn beziehen könne.

„Sie müssen nämlich wissen, daß wir eigentlich an dieser Einbildung meines Neffen am meisten schuld sind, sprach Frau Dankelberg weiter, „denn

wir haben ihn fast wie unseren Sohn behandelt und ihn dadurch verwöhnt. Jetzt, da ich ihm gehörig den Kopf gewaschen habe, wird er keck zu Emmy und beruft sich auf seine älteren Rechte."

„Der dumme Junge!" warf Emmy entrüstet ein.

Trolla athmete auf. Gott sei Dank, daß sie diesen Menschen mit der richtigen Bezeichnung belegt hatte, denn im Innern hatte er sich schon geschämt, für ein Mädchen Interesse zu empfinden, das einen derartigen bedeutungslosen Jüngling hätte bevorzugen können.

Trotzdem erfuhr er bald durch Guste, daß der Kleine nach wie vor im Hause ein- und ausging, von Fräulein Emmy jedoch sehr kalt behandelt werde.

Bei alledem hatte er den Hausherrn immer noch nicht zu Gesicht bekommen, was wohl daher kam, daß er jetzt fleißiger als je war und bis tief in die Nacht hinein büffelte. Wochen vergingen, es war immer der alte Zustand: er fand nicht die Zeit, sich mit Dankelberg näher zu beschäftigen.

„Spiele nicht mit dem Feuer," war der Spruch, den er sich jedesmal zuraunte, sobald im Nebenzimmer die Tasten sanft angeschlagen wurden und ihn unwillkürlich die Sehnsucht erfaßte, die Thür zu öffnen und auf kurze Zeit Fräulein Emmys

Gesellschaft zu theilen. Er war Mutter und Tochter auch dankbar dafür, daß man ihn nicht viel störte. Jedenfalls nahm man Rücksicht auf seine Vorbereitung zum Examen.

„Se sind alle zusammen sehr neugierig druff, ob Se durchplumpsen oder nich," sagte Guste in ihrer unverwüstlichen Offenheit eines Tages zu ihm. „De Tante hat mir erzählt, daß früher hier schon 'mal 'n Candidat gewohnt hat, der sich Ackzessor schumpfte. Der mußte aber abschieben, weil er mit's Eckzahmen gründlich rin fiel. Miethe is er ooch noch schuldig geblieben. Er soll ooch uff's Fräulein 'n Ooge jeworfen haben, aber de Madamm wollte nichts von ihm wissen. Der wär 'ooch alt wie Methusalem jeworden, ehe er Brod für 'ne Frau jehabt hätte."

„Guste, Sie sind wirklich ein liebenswerthes Geschöpf," erwiderte Trolla, der derartige Offenheiten stets zu würdigen verstand.

Anfang Mai konnte er sich in einer Depesche den Angehörigen in Hannover als glücklicher Referendar vorstellen. Acht Tage lang kam er aus dem Frack nicht heraus, machte er hier und dort die üblichen Besuche und fiel sogar seit langer Zeit wieder eine Nacht durch, was auf Kosten der

von ihm für die „Intimen“ gestifteten Bowle zu setzen war.

Mitten in diesen Freudentaumel, als er gerade dabei war, wiederum seinen Koffer auf einige Tage für die Heimreise zu packen, platzte eine Nachricht von seinem Bruder hinein, die ihn ebenso erschütterte als empörte. Es war das Geständniß Arthurs, daß er spätestens in einer Woche sechstausend Mark gebrauche oder seinen Dienst quittiren müsse. Er habe schon seit längerer Zeit leichtsinnig Wechsel unterschrieben, um Spielschulden „und sonstige diverse Ausgaben“ zu decken, wisse jetzt aber keinen Rath mehr, da der „elende Manichäer“ nicht länger warten wolle und mit der Anzeige beim Regimentscommandeur drohe.

„. . . Mein lieber Felix, die Hauptsache ist, daß Mama nichts davon erfährt, denn ich glaube, der Schlag würde sie treffen. Ueberhaupt schäme ich mich, ihre paar Kröten in Anspruch zu nehmen, die sie sich für Fränzchens Aussteuer zurückgelegt hat. Sie hat überhaupt schon genug für mich geblecht, wovon Du keine Ahnung hast. Lieber den bunten Rock ausziehen und nach Amerika gehen, um Handlanger zu werden. Wäre

damit aber etwas geholfen? Der Schmerz unserer guten Mutter wäre derselbe, ihr Leben vielleicht um verschiedene Jahre verkürzt. Deshalb wende ich mich in meiner Verzweiflung an Dich, den Jüngeren aber Besonneneren mit der Frage, ob Du mir dort vielleicht einen anständigen Kerl nachweisen kannst, der das Geld gegen Wechsel giebt, um von dem Halunken hier los zu kommen. Berlin ist groß und der Wege zum Heil giebt es dort jedenfalls mehr als hier in diesem engbegrenzten Nest. Vielleicht unter Deiner Bürgschaft, lieber Junge, wie? Du hast jetzt die erste Staffel zum zukünftigen Justizminister erreicht und hast vielleicht schon Verbindungen in dieser Beziehung angeknüpft. Das wird Dir wohl Alles wie Wahnwitz vorkommen, aber augenblicklich bin ich der Ertrinkende, der sich nach dem rettenden Strohhalm umsieht. Abgestandene Phrase zwar, aber sie giebt immer noch allein das richtige Bild. Uebrigens (falls es irgend zu machen ginge) verbürge mich mit meinem Ehrenwort dafür, Dich in keine Schwulitäten zu bringen. Geheirathet muß doch einmal werden und dann natürlich mit soviel Asche als möglich. Zu was bin ich ein hübscher Kerl — ich werde also dem-

nächst auf die Suche gehen. Schreibe postwendend per Eile, oder besser, Du giebst Drahtantwort, sobald Dir irgend etwas einfällt. Sei tausendmal gegrüßt und nimm herzlichen Dank

von Deinem
stets getreuen
Arthur.“

Es dauerte geraume Zeit, ehe Trolla sich von diesem Schreck erholen konnte. Lange saß er am Schreibtisch und starrte vor sich hin. Der Morgenkaffee war bereits kalt geworden, aber noch immer überflog er den Brief, bis er immer aufs Neue in denselben gefühllosen Zustand verfiel. Aus dieser Verfassung, die viel Aehnlichkeit mit einer Nervenlähmung hatte, die den Menschen kraft- und willenlos macht, riß ihn erst lautes Klopfen an der Außenthür.

Es war Hiller, der, im spiegelblanken Cylinderhut sehr schneidig aussehend, ahnungslos mit heiterer Miene eintrat und mit seiner bekannten Lustigkeit sagte: „Herr Rechtscandidat Eugen Hiller erlaubt sich Herrn Referendar Felix Trolla zu einem gemüthlichen Frühschoppenbummel einzuladen.“ Er hatte aber kaum in das verstörte Gesicht des

Freundes geblickt, als seine Laune erheblich sank. „Aber was ist Dir denn? Sieht so ein Mensch aus, der das cum laude empfangen hat? Hast Du Aerger gehabt, oder soll ich wieder gehen? Immer gerade heraus ... Ich erwarte Dich dann.“

„Nein nein, Du kommst mir wie gerufen. Bitte, nimm Platz,“ erwiderte Trolla und nahm einen Stoß Bücher von einem Fauteuil, damit der College es sich bequem mache. Er hatte auch nicht zuviel gesagt, denn in der That war ihm mit dem Eintritt Hillers eine Last von der Seele gefallen, die ihm den Muth gab, sich ihm rückhaltslos anzuvertrauen. Von allen Menschen, mit denen er während seiner Studienzeit hier in Berlin näheren Umgang gehabt hatte, war ihm Hiller stets als der Angenehmste erschienen, als eine durchaus anständige Natur, deren Vornehmheit in der Gesinnung lag.

„Du weißt, unter welchen Umständen wir einst das brüderliche Du ausgetauscht haben,“ begann er, während er endlich Anstalten machte, den Kaffee zu sich zu nehmen.

„Ob ich es weiß! Vor zwei Jahren, am Geburtstage meines Alten. Es war die Geschichte mit dem

frechen Lümmel, dem Schleuz, und Du benahmst Dich wacker und schneidig."

„Ich kann Dir also vertrauen?"

„Bis vor die Pistole, wenn es sich darum handeln sollte."

„Nein, nein — das ist es nicht. .. Lies diesen Brief."

Hiller setzte sich seinen Kneifer auf und las aufmerksam Wort für Wort der flüchtigen Handschrift. „Toll, sehr toll", sagte er nach einer Weile und gab dem Freunde das Schreiben wieder zurück.

„Was würdest Du thun?" fragte Trolla dann, der keinen Blick von ihm gelassen hatte.

„Alles aufzubieten versuchen, ihn zu retten."

„Womit aber?"

Hiller zuckte mit den Achseln und erhob sich. „Das ist eine andere Frage, auf die ich Dir allerdings im Augenblick keine Antwort geben kann," sagte er dann, während er einige Schritte durch das Zimmer machte. „Wenn ich dazu im Stande wäre, würde ich Dir selbstverständlich mit Freuden mein Portefeuille zur Verfügnng stellen. Aber Du weißt ja, daß ich selbst ein armes Luder bin, das sich durch die Unterstützung einer Großtante mühsam über Wasser hält. Wenn sie wenigstens schon

gestorben wäre, aber sie hat das zähe Leben einer alten Jungfer, die sich wahrscheinlich jeden Morgen die Lungen mit Ozon vollpumpen läßt, um fünfzig Jahre länger athmen zu können, als gewöhnliche Sterbliche. Sie ist nämlich schon vierundachtzig Jahre alt. Der liebe Gott lasse sie ihren hundertsten Geburtstag erleben, vielleicht bessert sie sich dann. Hoffentlich bin ich bis dahin als ältester Gerichtsassessor nicht verhungert."

Trolla hörte nicht mehr darauf. Er stand mit dem Rücken gegen das Fenster gelehnt, hatte die Arme verschränkt und blickte vor sich hin auf die rothen Blumen des Teppichs. Einen derartigen negativen Rath hatte er eigentlich erwartet, denn, wie sollte auch Hiller ihm helfen können. Plötzlich erfaßte ihn die Wuth darüber, von Demjenigen, der von jeher der Stolz seiner Familie war, ein derartiges Unheil über Mutter und Schwester heraufbeschworen zu sehen. Und so gerieth er in Bewegung und stieß schlimme Worte aus, was sonst nie seine Art war. „Er ist ein Schuft, ein erbärmlicher Schuft!" rief er, ging mit geballter Faust durchs Zimmer und ließ sich dann wieder wie zerschlagen auf den Sessel am Schreibtisch nieder.

„Schufte sind wir Alle, lieber Freund, mehr oder weniger, schon von Natur aus,“ warf Hiller ein, der durchaus nicht seinen Gleichmuth verlor. Meiner Ueberzeugung nach tragen wir Alle den Keim zu straflosen Verbrechen in uns, den wir wachsen und gedeihen sehen, je älter und widerstandsunfähiger wir gegen die Einrichtungen dieser Welt werden und je mehr wir zu der Erkenntniß kommen, daß wir alle Sklaven unserer Leidenschaften sind.“

„Du scheinst über Nacht die philosophische Reife erlangt zu haben,“ wandte Trolla ein, ärgerlich darüber, durch derartige Redensarten keinen Schritt weiter zu kommen.

„Du weißt ja, derartige Kneipenweisheiten waren von jeher meine schwache Seite,“ gab Hiller zurück. „Ich wollte damit nur den Zweck erfüllen, Dich milder gegen Deinen Bruder zu stimmen. Schon die Thatsache, daß er sich an Dich gewandt hat und lieber die Uniform ablegen möchte, bevor er Deine Mutter ruinirte und vielleicht das Lebensglück Deiner Schwester zerstörte, sollte Dir die Gewähr dafür geben, daß er nur leichtsinnig aber nicht schlecht ist, und daß er der Hilfe würdig ist.“

„Du hast Recht,“ sagte Trolla aufathmend und

reichte ihm die Hand. „Ich schäme mich jetzt, diesen Ausdruck über ihn gebraucht zu haben. Hoffentlich wird es sich an mir nicht rächen, denn ich glaube an eine mystische Uebertragung der Gefühle und Gedanken, und an eine Vergeltung am eigenen Leibe alles Dessen, was man Anderen zum Vorwurf gemacht hat."

Hiller lachte laut auf, daß es durch das Zimmer schallte. „Die Juristen werden Spiritisten," rief er aus. „Wenn Dir später bei Deinen Processen die Hilfe nicht von oben kommt, dann weiß ich nicht ... Das ist er doch?" sagte er dann, nachdem er an den Schreibtisch getreten war und die Photographie Arthurs in die Hand genommen hatte, der in Uniform und Mantel, den Helm in der Hand, dargestellt war. Felix hatte das Bild von der Weihnachtsreise mitgebracht, es in einen schönen Rahmen gethan und hier aufgepflanzt.

Und als er genickt hatte, fuhr Hiller fort: „Dann sieh Dir einmal dieses frische, lebenslustige Kerlchen an und frage Dich, ob es nicht eine Sünde wäre, geradezu ein Verbrechen an der Blutsverwandtschaft, ihn fallen zu lassen."

„Aber wie ihn retten?" seufzte Trolla auf.

„Mach Dich nur erst fertig. Beim Schoppen

kommen in der Regel die besten Einfälle," sagte Hiller wieder, der sich freute, die richtige Taktik eingeschlagen zu haben.

Trolla, der das Bedürfniß hatte, aus den vier Wänden zu kommen, stimmte zu und warf sich eilig in seinen Straßenanzug. Während dessen unterhielt ihn Hiller über Kramer und Frida, was ihn umsomehr interessirte, als er den Ersteren seit längerer Zeit nicht gesehen hatte, und die Thüringerin im Lichtenhainer nicht mehr zu finden war. Seitdem Kramer zu ihr in Beziehungen getreten war, hatte er es für besser befunden, sie zur Aufgabe ihrer Stellung bei Klippel zu bewegen, und so band sie denn jetzt ihre Geschäftsschürze in einem anderen Restaurant vor, wo Kramer sicher war, nicht so bekannt zu sein, wie im Lichtenhainer.

„Rache für den Abfall bei Felix," sagte Trolla lachend, der rasch seine heitere Stimmung wiedergefunden hatte und nun mit seiner Meinung nicht mehr hinter dem Berge zu halten brauchte.

„Wir dachten uns schon längst, daß die Sache so zusammenhängt," warf Hiller ein. „Jedenfalls hast Du nicht viel an ihr verloren ... Uebrigens

soll Kramer die Absicht haben, sie ganz aus der Kneipe zu nehmen ..."

„Vielleicht heirathet er sie gar."

Hiller lachte. „Vorübergehend — das kann schon möglich sein. Daß sie sich gerade an diesen kleinen Elephanten hängen würde, hätte ich doch nicht geglaubt. Aber er ist mit reichlichen Mitteln versehen, und das reizt ja derartige Weiber. Er wird sie in Sammet und Seide wickeln, sie allmählich zur Demimondaine heranbilden und dann zur richtigen Zeit abschnappen."

„Dann wird sie sich einen Anderen nehmen und so weiter, und so weiter," fiel Trolla ein, der nun zum Ausgehen gerüstet war. „Deßwegen thut sie mir gerade leid. Wenn sie sich gehalten hätte, so würde sich vielleicht immer noch Jemand gefunden haben, der sie zur anständigen Frau gemacht hätte."

„Laissez faire et laissez passer," sagte Hiller abwehrend. „Trösten wir uns damit." Plötzlich zeigte er eine nachdenkliche Miene und rief dann aus: „Hör' 'mal — eine Idee. Wenn Einer Dir beispringen könnte, so wäre es Kramer. Ich meine in Sachen Deines Bruders. Ich glaube, er hat die nöthigen Beziehungen."

Trolla war gerade dabei, seinem Hute mit der

Kleiderbürste die nöthigen Striche zu geben, als er entrüstet aufblickte. „Niemals, niemals!“ sagte er mit großer Bestimmtheit.

Hiller wollte noch nicht locker lassen. „Eure kleinen Reibereien wären doch wirklich kein Hinderniß. Im Grunde genommen ist er kein schlechter Kerl.“

„Nein, nein, ich bitte Dich, laß diesen Gedanken fallen,“ wandte Trolla wieder ein.

„Er könnte Dir doch wenigstens die nöthigen Winke geben,“ fuhr Hiller fort. „Irre ich mich nicht, so sprach er neulich von einem Geldgeber, den er irgendwo persönlich kennen gelernt habe und bei dem man keine großen Schwierigkeiten habe. Eckberg war auch noch dabei ... Wie hieß doch dieser Kerl eigentlich ... Ich komme wirklich nicht darauf.“

Sie befanden sich draußen auf dem Flur, und Trolla verschloß die Außenthür, als Hiller, der einen Blick auf das Thürschild nebenan geworfen hatte, unterdrückt ausrief: „Dankelberg heißt er. Mensch, Du wohnst doch nicht etwa bei ihm?“

Trolla war so überrascht, daß er nicht wußte, ob er ja oder nein sagen sollte. Dann hielt er es für besser, diese Zumuthung von sich zu weisen.

„Nein, es ist nicht derselbe," erwiderte er gefaßt. „Eine harmlose Familie."

„Das ist recht schade," sagte Hiller, während sie die Treppe hinabstiegen. „Sonst hättest Du es sehr leicht gehabt, Dich gleich direkt an die Quelle zu wenden ... Als den Chambregarnisten hätte man Dich jedenfalls bevorzugt," fügte er lachend hinzu.

Trolla erwiderte nichts, aber in diesem Augenblick begann ein Entschluß in ihm zu reifen, den er wohlweislich dem Freunde verschwieg.

IX.

Der Frühschoppen ging vorüber, ohne daß man einen Ausweg gefunden hätte. Das lag daran, daß Trolla am wenigsten von der Sache sprach. Seine Gedanken hatten bereits eine bestimmte Richtung genommen und sich wie eine fixe Idee in ihm festgesetzt, die er nicht mehr los wurde. Dem Bruder hatte er zur Beruhigung einige Worte depeschirt und so konnte er einstweilen mit Besonnenheit seinen Plan entwerfen.

Am andern Morgen kam abermals ein Brief Arthurs, der einen herzlichen Dank für die Ermunterung enthielt, im Allgemeinen aber nur eine Nachfeuerung des ersten Schreibens war. Auch die Mutter schrieb, aber was sie ihm mitzutheilen hatte, war nichts Freudiges. Sie hatte einen Theil des kleinen Capitals in zweifelhaften Industriepapieren angelegt, die sie sich in ihrer Unwissenheit von irgend Jemand hatte aufschwatzen lassen, und deren Cours nun plötzlich so sehr gefallen war,

daß sie froh sein mußte, sie fünfzig Procent unter dem Kaufwerthe losschlagen zu können.

„Duplicität der Ereignisse,“ dachte Trolla, der über diesen neuen Streich des Schicksals am liebsten laut aufgelacht hätte, wenn ihm nicht so verteufelt ernst zu Muthe gewesen wäre. Das dritte Wort, das er zwischen den Zeilen las, hieß „einschränken“. Und so stellte er sich mit einem Anflug von Galgenhumor vor den großen Spiegel, machte eine Verbeugung vor sich selber und sagte mit grausigem Hohne: „Gratulire Ihnen zu Ihrer Zukunft, Herr Trolla. Der ‚arme Referendar‘ ist fertig.“

Der einzige Trost im Augenblick war ihm, daß die Mutter von Arthurs entsetzlicher Bedrängniß wirklich noch nicht die geringste Ahnung zu haben schien. Das hätte auch gerade noch gefehlt! Ja, der Bruder hatte Recht: lieber den bunten Rock ausziehen, als ihr in dieser Lage mit dem Geständniß „aut—aut“ zu kommen. Gewiß, sie sowohl wie Fränzchen hätten ihr Letztes hingegeben, um Arthur die Carrière offen zu halten, aber diese Großmuth wäre auf Kosten der eigenen Existenz erkauft worden, vielleicht durch das Zertrümmern von Fränzchens begonnenem Glücke. Nein, davon konnte und durfte nicht die Rede sein.

Einige Augenblicke dachte er auch an den Bruder seiner Mutter, der gewiß auch zwei- bis dreitausend Mark hergegeben hätte. Dann hätte aber Fränzchen wieder nichts von ihm zu erwarten gehabt und die „Familienbrühe“ wäre fertig gewesen, denn Onkel Heinrich konnte niemals den Mund halten und hatte die Angewohnheit, in Briefen an die Regierungsräthin auf denselben „alten Kohl“ immer wieder zurückzukommen. Ueberhaupt war er auf Arthurs Extravaganzen nicht gut zu sprechen, da diese sein „demokratisches Gefühl“ verletzten, wie er zu sagen pflegte. So blieb also nur ein Ausweg, und dieser Ausweg ging durch die Thür ins Nebenzimmer.

Trolla gehörte zu jenen willensstarken Menschen, die Hindernisse nicht kennen, sobald es sich um große Dinge handelt, die für ein ganzes Leben entscheidend sein können. Er wollte die Sache so ceremoniell als möglich beginnen, und so klingelte er nach Guste und ließ sich für Frau Dankelberg auf einige Minuten im „Musikzimmer“ anmelden.

„Bitte, Herr Referendar, ich stehe zu Ihrer Verfügung,“ hörte er bald darauf Frau Dankelberg selbst sagen, die nach einem Klopfen die Nebenthür geöffnet hatte und ihn einlud, näherzutreten.

War es Zufall oder Absicht, daß Fräulein Emmy bei seinem Eintritt am Klavier saß und so that, als wollte sie gegen die Verabredung schon am Vormittage die „zweihändige“ Uebung vornehmen? Er wußte es nicht, war auch zu aufgeregt, sich diese Frage im Augenblick zu beantworten.

Frau Dankelberg gab ihr einen Wink zu gehen, Trolla jedoch, dem plötzlich der Gedanke durch den Kopf schoß, sie könnte ihm nützlich sein, bat sofort, sich nicht stören zu lassen, denn es sei durchaus kein Geheimniß, das er zu behandeln habe.

Mutter und Tochter mußten Etwas in seinem Wesen finden, was ihnen anders als sonst vorkam, denn sie warfen sich verlegene Blicke zu.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ fragte die Alte dann mit einer einladenden Bewegung.

Da Trolla durchaus geschäftlich verfahren wollte, so lehnte er dankend ab mit dem Bemerken, daß er die Zeit der Damen nicht lange in Anspruch nehmen wolle, er müsse auch sogleich wieder fort. Zum Ueberfluß sah er nach seiner Uhr, um seinen Worten die nöthige Bekräftigung zu geben.

„Sie sind ja so feierlich, wie ich Sie noch nie gesehen habe, Herr Referendar,“ wagte Frau Dankelberg

einzuwerfen. „Haben Sie sich über irgend Etwas zu beklagen? ... Hat meine Schwägerin sich vielleicht tactlos gegen Sie benommen, oder hat Guste eine Dummheit gemacht?“

„Durchaus nicht,“ fiel er lächelnd ein. „Ich wollte Sie nur um Auskunft bitten, wo das Büreau Ihres Herrn Gemahls sich befindet und wann ich ihn dort sprechen könnte?“

Der Sessel am Klavier bekam einen leisen Ruck. Langsam wandte Emmy ihren Kopf, als hätte sie etwas nicht richtig verstanden. Trotzdem sie ahnte, was er wollte, wußte sie nicht recht, ob sie sich über diese Wendung freuen oder ärgern sollte. Sofort aber stand es bei ihr fest, daß sie ihm ihre Unterstützung zu Theil werden lassen würde, sobald ihre Ahnung sie nicht betrügen sollte.

Frau Dankelberg hatte sich schnell gefaßt von ihrer Verblüffung. Als kluge Frau, die schon die seltsamsten Ueberraschungen erlebt hatte, wunderte sie sich durchaus nicht, das Geheimniß der Familie plötzlich enthüllt zu sehen. Einmal hätte es ja doch kommen müssen, und so war es ihr im Augenblick eine gewisse Genugthuung, jetzt schon diesen Tag herangenaht zu sehen.

Trotzdem sie wußte, daß ihr Miether ein durch-

aus solider Mensch war, der niemals über die Verhältnisse hinaus gelebt hatte, war doch sofort ihr erster Gedanke, daß er nunmehr nach seinem Examen zu irgend einem Zwecke Geld gebrauchen könne, wie es ihr bei Leuten seines Standes schon oft vorgekommen war.

„Ist es sehr dringend, Herr Referendar?“ fragte sie, ohne ihm erst die nöthige Aufklärung zu geben.

„Sehr, sehr dringend,“ erwiderte er. „Es ist eine Angelegenheit, die heute noch in Fluß kommen muß.“ Er wunderte sich selbst, wie er plötzlich den Muth gefunden hatte, gleich die richtige Andeutung zu finden, die jedes Mißverständniß ausschloß.

„Sei so gut —,“ sagte sie zu ihrer Tochter mit einem Blick auf die Thür, so unvermittelt und bestimmt, daß Trolla diesmal nichts einwenden konnte. Einen leuchtenden Blick Emmys, begleitet von einem Lächeln, glaubte er als eine gewisse Ermunterung auffassen zu dürfen, und so nickte er ihr freundlich zu, bevor sie hinter der Thüre verschwand.

„Nun darf ich wohl auf einen Augenblick bitten, Herr Referendar,“ begann Frau Dankelberg, als

Beide allein waren und wies so freundlich auf einen Fauteuil, daß er nicht mehr ablehnen konnte. Er redete sich plötzlich ein, daß er sich den Verlauf der Dinge auch so gedacht habe: die „Präliminarien“ zuerst mit seiner Wirthin zu beginnen, die ihm von vornherein so liebenswürdig entgegen gekommen war, als hätte sie schon geahnt, daß er sich ihr später einmal ganz und voll anvertrauen könnte.

„Es handelt sich doch wohl um ein Darlehn, nicht wahr?“ fragte sie ruhig, nachdem sie sich Beide niedergelassen hatten.

„Ganz recht, gnädige Frau, aber nicht für mich,“ gab Trolla zurück; zugleich athmete er auf, innerlich vergnügt darüber, daß er glücklich über diesen ersten schweren Schritt hinweggekommen war. Sie jedoch blickte etwas ernüchtert auf, und in ihrer Miene las er, wie wenig angenehm sie davon berührt war. „Das heißt — eigentlich betrifft es mich auch,“ fuhr er sogleich fort. „Darf ich Ihnen Vertrauen schenken?“

„Voll und ganz,“ erwiderte sie und streckte ihm die Hand entgegen. „Wir haben Sie wirklich lieb gewonnen. Ich weiß ja noch nicht, worum es sich handelt, aber was in meinen Kräften steht, soll gethan werden. Sie müssen nämlich wissen, daß

mein Mann in Geldangelegenheiten sehr vorsichtig ist. Er hat schon trübe Erfahrungen gemacht. Deshalb macht er sich aus dem Darlehnsgeschäft gar nichts mehr."

Trotzdem Trolla ihren unruhigen Blick bemerkte und sich sagte, daß sie die Unwahrheit rede, bedankte er sich für ihre Meinung von ihm und gebrauchte einige Phrasen, die sie als Zustimmung für ihre letzten Worte auffassen konnte.

„Sie wissen ja, wie ein Gerücht entsteht," fuhr sie fort. „Kaum ist Einem 'mal geholfen worden, so heißt es gleich, dort könne man Geld gegen Wucherzinsen bekommen. Das üble Gerede ist dann da."

Trolla nickte, dachte sich aber sein Theil. Auffallend war es ihm, wie sie sich plötzlich ganz anders gab, als sonst. Sie erschien ihm kälter, überlegender in ihrem Wesen, sozusagen befestigter in ihrem Gedankengang. Er hatte die Empfindung, als handelte es sich bei ihr plötzlich um eine große, entscheidende Sache, die sie mit fast männlicher Würde verfolgen müsse.

Fortwährend von dem Gedanken an seinen Bruder erfüllt, begann er ihr ohne Umschweife die Angelegenheit auseinanderzusetzen, wobei er nicht

verhindern konnte, daß sein Ton zuletzt große Wärme annahm, sodaß er selbst davon bewegt wurde.

Mit verschränkten Armen, den Blick unbeweglich auf ihn gerichtet, hatte sie ihm zugehört, ohne ihn zu unterbrechen. Nun erhob sie sich, streckte ihm abermals durchaus freundlich die Hand entgegen und sagte: „Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit. „Ich werde meinen Mann darauf vorbereiten, hoffentlich läßt sich die Sache machen.“

Sie sann einen Augenblick nach, dann fuhr sie fort: „Sie würden ihn jetzt kaum noch treffen. Er kommt heute bestimmt zu Tisch, dann kann sich vielleicht alles Weitere finden. Damit Sie es aber gleich wissen — sein Büreau ist Mauerstraße Nummer ... Warten Sie — am besten, ich schreibe es Ihnen selbst auf,“ unterbrach sie sich und eilte an einen kleinen Schreibtisch im Fensterwinkel, wo sie im Stehen ein paar Worte schrieb.

Er nahm den Zettel entgegen und drückte einen Kuß auf ihre fleischige Hand, zwar mit innerem Widerwillen, aber doch mit dem Gefühle großer Erleichterung. Täuschte er sich nicht, so hatte er heute seinen glücklichen Tag, der ihm eine wohlthuende Entschädigung für die Aufregung der letzten vierundzwanzig Stunden geben würde.

Wieder in seinem Zimmer, griff er sofort zu Hut und Stock. Er wollte schleunigst zu Mittag speisen, damit ihm Dankelberg zu Hause nicht entgehe. Zuvor aber gab er im nächsten Postamte die Worte an seinen Bruder auf: „Die Sache ist im Gange. Nachmittag mehr.“

Als er dann wieder die Treppe zu seiner Wohnung emporstieg, wollte es der Zufall, daß er zum zweiten Male, gerade wie damals in jener Winternacht, den Hausherrn an der Corridorthür erblickte, wie er im Begriff war zu öffnen. Diesmal wollte er sich nicht mit der Rückenansicht begnügen. So nahm er denn eiligst die letzten Stufen und sagte laut und höflich „Guten Tag.“

„Diener, Herr Referendar,“ klang es mit großer Freundlichkeit zurück. Herr Dankelberg lüftete leicht den Cylinderhut und machte eine halbe Kopfwendung, verschwand aber auffallend rasch hinter der Thüre.

„Also endlich doch,“ dachte Trolla, der diese erste Begrüßung auf dem Treppenflur etwas komisch fand. Dabei zerbrach er sich den Kopf, wo er dieses Gesicht schon einmal gesehen habe, und zwar nicht nur flüchtig, sondern in jener andauernden Art, die gerade genügt, um eine auffallende Er-

scheinung nicht mehr aus dem Gedächtniß zu verlieren. Er sollte darüber nicht lange im Unklaren bleiben. Denn etwa eine Stunde hatte er auf irgend ein Lebenszeichen von nebenan gewartet, als der Hausherr ihm seine Aufwartung machte.

Als echter Vorstadtbürger schien er auf Haustoilette nicht viel zu geben, denn er erschien im Käppchen und in einem sehr fragwürdigen Jaquet; außerdem trug er schon bedenklich ausgediente Schlafschuhe. Aber kaum hatte er Trolla mit etwas gewöhnlicher Höflichkeit begrüßt, als diesem sofort ein gewisser „Onkel“ an einem gewissen Abend vor Weihnachten einfiel, und so sagte er freundlich aber gemessen: „Freut mich ebenfalls sehr, Herr Dankelberg. Ich hatte bereits das Vergnügen, Sie vor einigen Monaten im Lichtenhainer kennen zu lernen, wenn auch nur par distance.“

„Pst, nicht so laut,“ fiel Dankelberg ihm ins Wort, indem er einen ängstlichen Blick auf die Nebenthür warf. „Deshalb habe ich mir eben erlaubt, Ihnen meinen Besuch zu machen, trotzdem das sonst nicht meine Art ist.“

„Aha, alter Sünder, Dich plagt das Gewissen,“ dachte Trolla und schob ihm einen Sessel hin mit der Bitte, Platz zu nehmen.

„Der Assessor hatte mir an jenem Abend gesagt, wer Sie sind und da lag denn die Möglichkeit nahe, daß Sie vielleicht meiner Alten davon —“. Er räüsperte sich und warf einen zweiten Blick auf die Nebenthür. „Sie ist nämlich etwas eifersüchtig, trotzdem es in ihren Jahren eigentlich eine Dummheit ist . . . Du lieber Himmel, man kann doch auch ’mal einen kleinen Seitensprung machen.“

„Gewiß, gewiß,“ warf Trolla ein, der diese Aengstlichkeit sehr komisch fand und über die Entdeckung des wunden Punktes bei seinem Wirthe nicht ganz unerfreut war. Das gab ihm sozusagen eine gewisse Berechtigung, seinem Geldgeber offener gegenübertreten zu dürfen.

„Reden wir also nicht weiter darüber,“ fuhr Dankelberg fort und reichte ihm die Hand.

„Abgemacht,“ fiel Trolla ein.

„Sie sind ein anständiger Mann und werden wissen, daß Mensch immer Mensch bleibt,“ sagte Dankelberg wieder. „Geben Sie mir also Ihr Ehrenwort, daß Sie keinen Gebrauch davon machen werden.“

„Mit Vergnügen,“ gab Trolla zurück, der eigentlich gar nicht begriff, wie sein Wirth diesen

kleinen Abstecher so überaus tragisch auffassen konnte. Plötzlich horchte er auf, denn Dankelberg, wohl in der Meinung, daß Trolla bereits mehr über seine Schliche erfahren habe, fuhr ganz harmlos fort: „Wenn ich die Rosa unterstütze, so geschieht es wirklich nur des Assessors wegen. Er hat mir in Proceßsachen schon manchen wichtigen Rath ertheilt und auch sonst schon manchen kleinen Gefallen erwiesen. Er hat nämlich einen merkwürdigen Riecher für Menschen, die mies sind, das heißt, kein Vertrauen verdienen."

Trolla wußte nicht recht, was er aus dieser Bemerkung machen sollte, aber als er nun Dankelberg beobachtete, wie dieser mit dem Finger die Asche in der langen Pfeife, die er im Munde führte, zurückstieß, das ganze Bild dieses Mannes rasch erfaßte, der mehr Werth auf Brillantnadel und Brillantring, als auf saubere Wäsche und reines Jaquet zu legen schien, war sein Gedanke wieder: „Es scheint einer jener ehrbaren Gauner zu sein, die unter der Maske der Harmlosigkeit ihre Mitmenschen zu schröpfen pflegen." Die natürliche Folge davon war, daß sein zweiter Gedanke sich mit den Wucherzinsen beschäftigte, die man seinem Bruder nun auferlegen werde, falls

man sich überhaupt bereit finden lassen würde, ihm zu helfen.

Um so überraschter war er, als Dankelberg plötzlich unvermittelt begann: „Meine Frau hat mir von der Calamität Ihres Herrn Bruders Mittheilung gemacht. Ich bin nicht abgeneigt, das Geschäft gegen acht Procent pro anno auf ein Vierteljahr zu machen, falls Sie Ihren Namen als Bürgschaft geben."

Er blickte dabei nicht auf, sog vielmehr, während er abgehackt sprach, an seiner Pfeife, als gäbe es für ihn im Augenblick keinen größeren Genuß.

Trolla, der seinen Ohren nicht zu trauen glaubte, machte sofort eine zustimmende Bewegung. Acht Procent dünkten ihm in diesem Falle so lächerlich gering als erlaubter Zinsfuß, daß er an seinem bisherigen Urtheil über diesen Mann irre wurde und nunmehr bereit gewesen wäre, ihm ein Zeugniß seiner Menschenfreundlichkeit auszustellen. Und was die Bürgschaft betraf, mein Gott — darin sollte gewiß das geringste Hinderniß liegen.

Während Dankelberg ihm auseinandersetzte, daß das Geld augenblicklich sehr theuer sei, und sein Risico in gar keinem Verhältniß zu dem lächerlich

niedrigen Gewinn stehe, fand er es fast unklug, daß der Alte gerade seine, des armen Referendars, Bürgschaft verlangte. Er hatte Nichts, wenigstens vorläufig Nichts, konnte also wirklich keine Gewähr dafür bieten, daß Dankelberg zu seinem Gelde käme, falls die Sache mit Arthur wirklich einmal schief gehen sollte.

„Es ist nur der Form wegen, wenn ich Ihre Unterschrift verlange," sagte der Alte wieder, der die Gedanken seines Chambregarnisten errathen zu haben schien. „Uebrigens bin ich kein reicher Mann, wie Sie vielleicht glauben, auch mache ich ungern solche Geschäfte. Ich bewege mich auf ganz anderem Gebiete. Da aber die Weiber dahinten nun einmal einen Narren an Ihnen gefressen haben und ich Ruhe im Hause haben will, so bin ich, wie gesagt," (er machte ein paar große Züge) „gern bereit — — na ja, und so weiter."

„Er ist ja von einer bezaubernden Offenheit," dachte Trolla wieder, der die ganze Art und Weise, wie er sich gab, sehr „ulkig" fand.

„Uebrigens sind Sie ein ganz patenter Mensch, Herr Referendar, ja, das sind Sie," unterbrach der Alte seinen Gedankengang und blickte Trolla diesmal pfiffig an. „Freut mich doch, Sie endlich

kennen gelernt zu haben, nachdem Ihre Tugenden dahinten nach Noten gepriesen worden sind."

„Sehr schmeichelhaft für mich", warf Trolla ein, eigentlich nur, um etwas zu sagen.

„Das liegt aber daran, weil ich mich nicht viel um die Wirthschaft bekümmere," fuhr Dankelberg fort. „Hier haben die Weiber das Regiment. Ich tröste mich immer mit dem Sprichwort: Wer nicht hören will, muß fühlen."

Trolla verstand den Sinn dieser Worte abermals nicht, zerbrach sich auch nicht den Kopf darüber, denn Alles schien nach seiner Erwartung zu gehen.

„Also darf ich bestimmt hoffen?" fragte er, als der Alte sich erhoben hatte, weil er vorgab, nun wieder ins Geschäft zu müssen.

„Noch nicht ganz, aber ich glaube sicher, Ihnen dienen zu können," gab Dankelberg nach einem Zaudern zurück. „Morgen früh sollen Sie definitive Antwort haben. Lassen Sie sich einstweilen das Accept von Ihrem Bruder schicken. Daraus mögen Sie ersehen, daß ich es ernst meine."

Trolla, der einsah, daß Alles seine gute Weile haben wollte, war mit diesem Geständniß zufrieden,

und so verabschiedete sich Dankelberg, indem er leicht sein Hauskäppchen lüftete.

„Er hat mir ja ordentlichen Gestank ins Zimmer gebracht,“ sprach dann Trolla halblaut vor sich hin, indem er die Fenster öffnete, um den üblen Tabaksgeruch hinausziehen zu lassen. Und als er einen Vergleich zwischen Mutter und Tochter und dem Alten anstellte, fiel derselbe sehr zu Ungunsten des Letzteren aus. Er hatte entschieden etwas Schmieriges an sich, was auf eine ganz niedrige Abstammung hinwies, worüber auch die angelernten „Formen“ nicht hinwegtäuschen konnten.

Der Nachmittag verging, ohne daß Trolla weder Frau Dankelberg noch Emmy zu Gesicht bekommen hätte. In der Nacht jedoch wurde er durch lautes Weinen aufgeschreckt, das entschieden von einer weiblichen Stimme herrührte. Zuerst glaubte er geträumt zu haben, dann aber, als er lauschte, war jede Täuschung ausgeschlossen.

Schließlich kam er zu der Ueberzeugung, daß in einem der hinteren Zimmer ein heftiger Familienzank ausgebrochen sei, in dem sich auch die Stimme des Vaters bemerkbar machte. Dann wurde es ihm zur Gewißheit, daß das heftige Weinen von der Tochter stamme.

Es schlug gerade Zwölf, und so nahm er an, der Alte wäre vielleicht etwas bekneipt nach Hause gekommen und es hätte sich ein Streit entwickelt. Da ihn das weiter nichts anging und er überdies sehr müde war, so schlief er bald wieder ein.

Am anderen Morgen theilte ihm Dankelberg mit, daß er sich entschlossen habe, das Geschäft zu machen. Sobald das Accept des Bruders eingetroffen sei, könne die Sache geordnet werden. Und kaum war er fort, so trat seine Frau ins Zimmer, die Trolla zu dem Erfolg gratulirte. Es sei wirklich nicht so leicht gewesen, ihren Mann dazu zu bewegen, aber Gott sei Dank habe sie auch noch ein Wörtchen mitzureden! Und als Trolla sich bedankt hatte, fragte sie plötzlich so nebenbei, jedoch mit einem lauernden Seitenblick: „Sie haben gewiß die Nacht schlecht schlafen können. Emmy bekam aber solche furchtbaren Zahnschmerzen, daß sie ihren Schmerz nicht verbeißen konnte."

Trolla that so, als hätte er nichts davon gehört. Als aber Guste zu ihm hereintrat, die am Abend vorher vergessen hatte, frisches Waschwasser hereinzubringen, bekam er eine andere Ansicht von dem „Nachtbild".

„Haben Se nischt jehört, Herr Doctor?“ plapperte sie redselig wie immer. „Da mußten ja die Todten wieder uffwachen. Fräulein hätte sich bald verjuftet. Se hatte sich in der Flasche verjriffen. Der Docter war ooch da. Es war aber blos’ n Schreckschuß. Dann wollte se ausrücken. Das reene Theater, janz frei dabei. Ich jloobe, der kleene Schneider steckt dahinter. Der will nu Ernst machen, weil sein Alter ’n Geschäftsfreund von Herrn Dankelberg ist. Ich will aber nischt jesagt haben, Herr Doctor.“

„Es ist auch besser so, Guste,“ fiel Trolla wohlmeinend ein, weil er gefunden hatte, daß das Mädchen sich etwas zuviel herausnahm.

Guste blickte auf, als hätte sie nicht richtig verstanden. Dann sagte sie mit einem mitleidsvollen Lachen: „Aha, also nich mehr. Ich verstehe, Herr Doctor. Is jut, ich glaubte Ihnen ’n Jefallen zu thun, wenn ich ’n Bischen aus der Schule plauderte — von wejen Fräuleins Verschossenheit und die Familienverhältnisse. Ich hätte Ihnen noch Manches sagen können, nu verbrenn’ ich mir aber nich mehr den Mund.“

„Aber Guste —!“ rief er ihr versöhnend zu.

„Nee, nu will ich nich mehr,“ sagte sie achselzuckend und verschwand, in dem Glauben, ihm nun einen argen Possen gespielt zu haben.

Er konnte nichts Anderes thun, als laut hinter ihr her lachen.

X.

Zwei Tage darauf bat Dankelberg seinen Zimmerherrn zur Erledigung der Wechselangelegenheit nach seinem Büreau, was Trolla nicht unangenehm war, denn so konnte er den vielbeschäftigten Mann einmal in seinem Berufsgewande beschauen.

Um so erstaunter war er, Nichts vorzufinden, was ihn in seinen Vermuthungen irgendwie hätte bestärken können. Als er das alte, zweistöckige, aber durchaus sauber aussehende Haus in der Mauerstraße betrat, glaubte er schon durch äußerliche Umstände auf die Geldgeschäfte, die hier betrieben würden, hingewiesen zu werden. Er hatte sich ausgemalt, Menschen kommen und gehen zu sehen, ein reges Treiben zu entdecken, das auf ein offenes, viel in Anspruch genommenes Büreau hinwiese.

Nun erlebte er eine arge Enttäuschung. In

dem offenstehenden Thorweg, durch den der warme Maiabend die unangenehmen Ausdünstungen der Straße trieb, entdeckte er weder Schild noch Aufschrift. So begann er denn den stillen Portier zu studiren und las zu seiner Ueberraschung, daß Dankelberg auch Eigenthümer dieses Hauses sei.

„Aha,“ dachte er, während er die reingescheuerten, nach alter Berliner Art mit frischem Sand bestreuten Treppen emporstieg, „der Fuchs hat sich in seinen eigenen Bau zurückgezogen, um desto besser wühlen zu können.“ An der weißgestrichenen Außenthür zwei Treppen hoch angelangt, glaubte er aber seinen Augen kaum zu trauen, als er in dem Dämmerlicht unter dem winzig klein geschriebenen Namen „Dankelberg“ ein größeres Blechschild mit der Aufschrift „Kunsthandlung“ erblickte.

Dankelberg als Kunsthändler — das war ihm das Allerneueste. Gerade als er klopfen wollte, vernahm er drinnen lautes Sprechen, und gleich darauf trat Eckler so unmittelbar schnell heraus, daß Trolla mit ihm zusammenstieß.

Die Verlegenheit war auf beiden Seiten, der „Assessor“ aber faßte sich sofort und sagte, nachdem er einen flüchtigen Gruß ausgetauscht hatte: „Auch Du mein Sohn Brutus?“

Trolla begriff sofort, was er damit meinte, lächelte discret und wollte damit die Unterhaltung als abgebrochen betrachten. Eckler jedoch nahm ihn von der Thür fort und raunte ihm mit der Miene des überlegenen Mannes zu, der plötzlich die Situation beherrscht: „Wollen Sie in Geschäften zu ihm? Das hätten Sie mir eigentlich anvertrauen sollen, ich hätte Ihnen verschiedene Winke geben können. In solcher Verlegenheit ist wohl Jeder von uns einmal gewesen. Er ist bei guter Laune, aber sagen Sie nur nicht, daß wir uns kennen. So etwas macht ihn mißgestimmt. Wer hat Sie empfohlen? Kramer wohl, he? . . . Uebrigens gratulire ich noch zu Ihrem Examen . . . Wir haben uns ja lange nicht gesehen."

Trolla hatte nur wie zerstreut mehrmals stumm genickt. Sofort leuchtete ihm ein, daß Eckler keine Ahnung von seinem Verhältniß zur Familie Dankelberg habe, und um eine Ausrede zu gebrauchen, kam er plötzlich auf den Einfall, er hätte im Auftrage eines Bekannten hier in „Kunstangelegenheiten" zu thun.

„Guter Witz," sagte Eckler mit soviel spöttischer Betonung, daß sich Trolla recht einfältig vorkam.

„Dann also viel Erfolg,“ fügte der Assessor noch hinzu und schritt dann die Treppe hinab.

Als Trolla eingetreten war, befand er sich in einem großen zweifenstrigen, nach der Straße gelegenen Raum, dessen zwei kahle Wände völlig mit Oeldruckbildern bedeckt waren, die ohne Rahmen und Leinewand auf die Tapete genagelt waren. An der dritten Wand stand ein offenes Regal, dessen Fächer zur Hälfte auf den ersten Blick Tapetenrollen zu enthalten schienen, die sich aber bei näherer Besichtigung ebenfalls als Bilder erwiesen. Große Mappen, wie man sie bei Kunsthändlern findet, lagen auf einem langen Geschäftstisch, der sich rechtwinklig am Fuße der beklebten Wände hinzog, und lehnten gegen das Regal.

Sofort erhob sich ein junger, schieläugiger Mensch von einem kleinen Pult am Fenster, machte eine wohleinstudirte Verbeugung und fragte mit zuvorkommender Höflichkeit: „Wünschen der Herr Bilder zu kaufen?“

Die Frage war so ernst gehalten, daß Trolla durchaus nicht Neigung zum Lächeln zeigte. Er wurde an dieser ganzen Umgebung irre und neigte stark zu der Annahme, sich in einem Geschäftslokal zu befinden, in dem man Dankelberg nur ein

kleines Plätzchen zur Erledigung seiner laufenden Angelegenheiten eingeräumt habe. Als er dann verneint hatte und dem jungen Menschen mit der Friseurmähne seine Karte überreicht hatte, verschwand dieser hinter einer Nebenthür mit der Bemerkung, daß er den „Herrn Chef" sofort benachrichtigen werde.

„Das nenne ich wirklich seltsam," dachte Trolla, der nun einige Minuten Zeit hatte, seine Musterung in dieser „Kunsthandlung" fortzusetzen, wobei ihm nun auch verschiedene Proben von Bilderrähmen auffielen, die in den Ecken umherstanden und an dem Pfeiler zwischen den Fenstern hingen.

Einige der grellen Landschaften und Genrebilder dieser großen Musterkarte, die das Auge auf die Dauer zur Verzweiflung bringen konnten, waren ihm nicht unbekannt. Er hatte sie bereits in der Wohnung in der Linienstraße angestaunt, und so fiel ihm jetzt erst ein, daß er sich über die auffallende Fülle derartiger Reproductionen dort mehrmals im Stillen gewundert hatte. Jedenfalls hatte man sie wohlfeil erhalten.

„Der Herr Chef lassen den Herrn Referendar bitten."

Diesmal war der Bückling des jungen Menschen

noch tiefer, und es schien Trolla, als hätte er diese gesteigerte Zuvorkommenheit seiner neu angefertigten Visitenkarte zu verdanken. Dankelberg, in langem, schwarzen Rock und weißer Weste, das goldene Pincenez weit auf der Nasenspitze, stand bereits in der geöffneten Thür und streckte ihm die Hand entgegen mit den Worten: „Treten Sie näher."

Dann waren sie Beide allein, in einem sehr behaglich eingerichteten, ebenfalls zweifenstrigen Raum, der ein Mittelding zwischen Büreau und Wohnzimmer war.

„Bitte, nehmen Sie Platz," sagte Dankelberg und wies auf einen der zusammengetragenen Fauteuils, die neben dem doppelten Diplomatentisch standen und wie zur Berathung einluden. Dann öffnete er noch einmal die Thür, rief laut hinein: „Emil, es ist Schluß, wenn noch Jemand kommen sollte."

Trolla, der sich gesetzt hatte, erfaßte mit einem raschen Blick die weitere Ausstattung des Raumes: einen großen, gepolsterten Lehnsessel an der Wand, das schwarzlederne Ruhebett mit gesticktem Puff daneben, den kleinen Geldschrank unweit der Thüre, nicht weit davon einen Ständer mit Acten, der ihn ganz besonders interessirte, und ganz im äußersten,

alkovenartigen Theile des Zimmers, hinter einem halb aufgezogenen Vorhang Waschtoilette und Kleiderspind; dazwischen Etwas, das sich wie ein Bett ausnahm, im Dunkel des Winkels aber nicht ganz erkennbar war.

„Er scheint sich ja hier ganz häuslich eingerichtet zu haben," dachte Trolla, und nahm an, Dankelberg könnte sich hier eine Art Absteigequartier geschaffen haben. Und kaum war dieser wieder zurückgekehrt, so fiel Trolla auch die gepolsterte Innenseite der Thür auf, was ihn auf den Gedanken brachte, es könnten hier hin und wieder sehr geheimnißvolle Dinge verhandelt werden, die mit dem Verkaufe von Bildern nichts zu thun hätten.

„Sie rauchen doch eine mit 'ner Leibbinde," fragte Dankelberg und reichte Trolla seine Cigarrentasche hin. Und als dieser dankend eine der „echten" mit der Bemerkung genommen hatte, daß es sehr angenehm sei, sich eine derartige Marke leisten zu können, fiel der Alte ihm sofort ins Wort:

„Hä, glauben Sie nur nicht, daß ich das alle Tage kann. Ich habe die Nummer in Zahlung nehmen müssen. Leider! Für gewöhnlich rauche

ich meine Achtpfennigsorte. Die Zeiten sind zu schlecht. Wer will heut' noch Bilder kaufen, nicht 'mal nachgemachte."

„Sie sind auch Kunsthändler?" fühlte sich Trolla verpflichtet, einzuwerfen, während er bei sich dachte: „Große Kenntnisse von diesem Geschäft scheint er nicht zu besitzen, sonst würde er das Wort ‚nachgemacht' nicht gebraucht haben."

„Was dachten Sie denn? Natürlich bin ich Kunsthändler, wovon sollte ich denn sonst leben? Einen Beruf muß der Mensch haben."

Sein Ernst verblüffte Trolla dermaßen, daß dieser keine Einwendung wagte, sondern nur eine zustimmende Bewegung machte.

„Mit Hypotheken- und Commissionsgeschäften ist nicht mehr viel zu machen," fuhr Dankelberg fort, der sich auf seinen Sessel am Schreibtisch niedergelassen hatte und die zerkaute Spitze seiner Cigarre mit den Fingern wieder zu runden versuchte, was Trolla sehr unappetitlich fand und ihn zu der Ueberzeugung brachte, daß dieser mehrfache Häuserbesitzer eigentlich ein rechter Ekel sei, der die Gewohnheiten des ungebildeten Protzen habe.

„So, so steht's mit den Geschäften," wandte

Trolla ein und ließ seinen Blick unwillkürlich wieder im Zimmer umherschweifen.

„Ach, Sie sehen wohl auf den Geldschrank," sagte Dankelberg wieder. „Das ist nur 'n Dalleswärmer. Es ist nischt drin! Aber es sieht nach was aus."

„Na, na," hätte Trolla einwenden mögen, hütete sich aber davor, weil er nicht wußte, ob sein Gegenüber diese Worte gnädig aufnehmen würde. Er fühlte sich plötzlich sehr eingeschüchtert, denn diese Klagen Dankelbergs kamen ihm verdächtig vor. Den letzten Nothschrei des Bruders in der Tasche, der ihm auf dem Herzen brannte, hatte er die Empfindung, es könnte sich im letzten Augenblicke Alles wieder zerschlagen, und so zitterte er vor diesem unerwarteten Geständniß Dankelbergs wie ein Petent, der die Entscheidung eines Gewaltigen erwartet.

„Haben Sie das Papier bei sich?" fragte Dankelberg plötzlich, der in einigen Schriftstücken auf dem Tisch gekramt hatte. Und als Trolla ihm den Wechsel des Bruders überreicht hatte, auf dem nur der Vermerk des Ausstellers fehlte, trat das vorherige Schweigen ein. Dankelberg hatte das Pincenez wieder der Nase zugeführt und prüfte

das Papier von allen Seiten. Und während Trolla jede seiner Bewegungen verfolgte, herrschte unheimliche Stille im Zimmer. Nur von der Straße herauf machte sich das dumpfe Rollen der Wagen vernehmbar und jenes unbestimmte Geräusch, das sich wie das Vibriren einer ganzen, in Bewegung befindlichen Stadt ausnimmt.

Draußen war der Tag noch nicht zur Rüste gegangen, zeigte sich noch bei den Häuserfirsten vorbei wie ein Stück grauen Dunstes der wolkenbedeckte Himmel, in den die mächtige Kuppel der Dreifaltigkeitskirche wie eine wuchtige, schwarze Masse hineinragte und mit Gewalt das letzte Licht zu verdrängen schien.

Plötzlich erhob sich Dankelberg, zog die dichten Fenstervorhänge zu, zündete die Lampe an, setzte sich wieder, nahm das Papier in die Fingerspitzen beider Hände und sagte weiter nichts wie: „J—a.“ Er schien nachzusinnen und schwer zu einem Entschlusse zu kommen. Minuten vergingen so, während denen er wiederholt die Cigarre auf den Aschbecher legte, wieder zurücknahm und an ihr sog, trotzdem sie bereits erkaltet war.

Und Trolla, der in seinem neuen Frühjahrspaletot und den hellen Glacées durchaus patent

aussah, hatte ebenfalls das Rauchen vergessen, blickte in das Futter des Hutes, den er hin und her wippte und wurde dabei von dem einzigen Gedanken gepeinigt: „Was wird nun kommen?“

Plötzlich wandte sich Dankelberg ihm zu und sagte ohne jeden Anflug von Gemüthlichkeit: „Wissen Sie auch, daß ich im Begriff bin, etwas furchtbar Dummes zu begehen?“

„Inwiefern?“ fuhr es Trolla über die Lippen.

„Das werde ich Ihnen sagen. Sie wollen sich doch später als Rechtsanwalt niederlassen, nicht wahr? . . . Nun gut — dann werden Sie mich gleich verstehen. Aber Sie rauchen ja nicht,“ unterbrach er sich, und ließ sofort ein Zündholz knallen, „Theures Kraut darf niemals kalt werden, sonst schmeckt's bitter. Bei mir ist das was Anderes, ich kaue das Zeugs mehr, wie meine Alte sagt, wenn der Kamm ihr schwillt. Hier, bitte —.“

Und als die ersten Rauchwolken wieder aufstiegen und die zarten bläulichen Schwaden die Lampe umringelten, begann er wieder, nun behaglich in seinen Sessel zurückgelehnt, dem er einen Ruck gegeben hatte, sodaß er die Hände über den Leib verschränken konnte: „Als Jurist werden Sie wissen, daß jede Leistung eine Gegenleistung be-

dingt und daß jeder Wechsel eine Valuta haben muß. Ich gebe Ihnen sechstausend Mark und Sie geben mir das Wechselaccept Ihres Bruders dafür —."

„Der activer Officier ist und dessen ganze Carrière auf dem Spiele steht, falls seine Schulden zur Kenntniß seines Obersten kommen sollten," unterbrach ihn Trolla etwas trotzig, da er sein Blut heißer werden fühlte. Der Aerger stieg in ihm auf, denn er war hierher gekommen in dem Glauben, Alles Zug um Zug erledigt zu sehen und bekam nun seiner Meinung nach überflüssige Belehrungen zu kosten.

Dankelberg verlor keinen Augenblick seine Ruhe, lächelte nur flüchtig und sagte mit einer abwehrenden Handbewegung: „Weiß ich, weiß ich. Bei aller Hochachtung vor dem guten Willen Ihres Herrn Bruders — er wäre aber nicht der Erste, der um die Ecke ging .... Daß heißt, ich urtheile nur vom Hörensagen, ich selbst bin zu wenig eingeweiht in solche Dinge," fügte er rasch hinzu und drückte wieder an der kalten Cigarre, um seinem Blick eine bestimmte Richtung zu geben.

Trolla mußte ihm Recht geben. Man müsse ja schließlich mit Allem rechnen, meinte er, sein

Bruder sei aber mit Leib und Seele Soldat, trotz seiner kleinen privaten Sünden.

„Weiß ich, weiß ich," warf Dankelberg aufs Neue ein. Diesmal blickte Trolla überrascht auf, Dankelberg jedoch, der seinen Blick verstand, beruhigte ihn sofort, indem er sagte: „Natürlich habe ich erst einige Erkundigungen eingezogen, was Sie mir nicht verübeln können. Man giebt doch nicht sechstausend Mark auf den blauen Dunst hin."

Trolla wollte zum Schluß kommen, und da er voraussetzte, daß die eingezogenen Erkundigungen Dankelberg befriedigt hätten, bildete er sich ein, sein Name sei auch etwas werth, und so sagte er mit gesunder Einfalt: „Sie vergessen ganz, daß ich die Bürgschaft für meinen Bruder übernehmen will."

„Wahrhaftig, das hätte ich beinahe vergessen," sagte Dankelberg mit einem Lächeln, aus dem ein Menschenkenner beißenden Spott herausgefunden hätte, das aber Trolla wie eine Anerkennung auslegte. „Dann schreiben Sie also bitte Ihren Namen."

Er erhob sich und räumte ihm seinen Platz ein. Und während er vom Hintergrund des Zimmers aus Trolla beobachtete, wie dieser sich eine Feder auswählte und sie zerstreut prüfte, zog

er eine Brieftasche aus seiner Rocktasche, der er ein Päckchen Banknoten entnahm, die er sorgsam zählte. „Sie wissen doch, wo Sie zu schreiben haben?“ fragte er dabei: „Unten rechts und hinten.“

„Gewiß, gewiß,“ gab Trolla zurück, der wohl wußte, wie ein coursfähiger Wechsel aussehen mußte, im Augenblick aber etwas befangen war. Es geschah zum ersten Mal in seinem Leben, daß er seinen Namen auf ein derartiges Papier setzen sollte, dessen volle Bedeutung er kannte. Während er langsam die Feder eintauchte, sie mehrmals ausspritzte, als wollte er Zeit zu einer ganz überflüssigen Ueberlegung finden, fiel ihm wieder die Warnung des seligen Vaters ein, niemals von Halsabschneidern Geld gegen Wechsel zu nehmen.

War Dankelberg ein solcher? Sollte nach diesen Federstrichen jene Fesselung über ihn kommen, von der auch der Mitthäter des Guten nicht befreit wird, sobald das Herz mit der Vernunft durchgegangen ist? Als er zum dritten Mal die Feder in das große Tintenfaß tauchte, ohne geschrieben zu haben, schämte er sich seiner Schwäche, sodaß er die aufsteigende Hitze in seinem Gesicht verspürte. Wenn Arthur ihn so wankelmüthig sähe, wie verächtlich müßte er ihn betrachten. Nein!

Um des Bruders willen Alles! Selbst einem dunklen Verhängnisse entgegen, hinter dessen Schleiern die unbestimmte Zukunft lauerte.

Mit kräftigen Zügen, die seiner Handschrift die Charakteristik gaben, schrieb er zweimal seinen Namen, benutzte den Löscher und sagte dann, sich erhebend: „So — bitte."

„Danke," erwiderte der Alte, nahm seinen Platz wieder ein und legte die Banknoten mitten auf den Schreibtisch, ohne aber Anstalten zu machen, sie Trolla zu übergeben, auch dann nicht, als er mehrere Minuten nutzlos hatte verstreichen lassen. Unruhig rückte er dann hin und her, nahm bald dieses, bald jenes Schriftstück vom Schreibtisch in die Hand, ganz in der Art eines Menschen, der noch mit etwas hinter dem Berge hält.

„Was wird er nun noch wollen?" dachte Trolla, der immer nur die Banknoten im Auge hatte und nun nach der Uhr sah, weil er heute noch zu gern mit dem Gelde zur Post gegangen wäre.

„J—a," brachte Dankelberg wieder gedehnt hervor, als wollte er sich selbst einen plötzlichen Einfall bestätigen... Und dann nach einer Pause: „Also das wäre gemacht. Nun also das Andere."

Trolla bekam einen heillosen Schreck. „Ist

etwas noch nicht in Ordnung?" fragte er zaghaft, zugleich aufs Neue von Angst erfüllt, Dankelberg könnte im letzten Augenblick noch anderen Sinnes werden.

Der Alte antwortete nicht gleich. Dann aber sagte er fast barsch: „Wenn Ihr Herr Bruder nun aber wirklich um die Ecke geht, was dann? Wer giebt mir mein schönes Geld wieder, an dem soviel Fleiß und Mühe klebt?"

„Ich, Herr Dankelberg," erwiderte Trolla, ohne einen Augenblick in Verlegenheit zu gerathen. „Dann werde ich nur das eine Ziel in meinem Leben vor Augen haben: als Mann von Gewissen meine Bürgschaft einzulösen. Und sollte ich aus meiner Haut die Hungerriemen schneiden, die mich jedem Genusse zur Erfüllung dieses heiligen Versprechens entwöhnten."

Dankelberg lächelte diesmal nicht. Er wußte, daß dieser Blick aus den braunen Augen nicht log, daß die Betheuerung dieser Worte aus einer männlichen, unverdorbenen Seele kam. „Ihr Ehrenwort?" fragte er mit kalter Miene.

„Mein Ehrenwort."

„Auch schriftlich?"

„Auch schriftlich."

„Dann bitte, Herr Referendar. Es freut mich, daß wir uns in unseren Wünschen begegnen. Es ist ja eigentlich nur eine sogenannte ideale Sicherheit, aber doch immerhin etwas.“

„O, bitte, nur eine bedingte ideale,“ wandte Trolla ein, der sich erhoben hatte. „Ich hoffe auch zu einem Berufe zu kommen und in ihm etwas zu erreichen.“

„Meiner wärmsten Empfehlungen können Sie dann sicher sein,“ sagte Dankelberg und ersuchte ihn mit einer Handbewegung, diesmal auf der anderen Seite des Doppeltisches, Platz zu nehmen.

„Was soll ich schreiben?“ fragte Trolla, der sich den rechten Handschuh wieder abgestreift hatte und nun von dem einen Wunsche beseelt war, so schnell als möglich in den Besitz des Geldes zu kommen. Wenn dieser wohlhabende Prolet weiter nichts haben wollte, als die schriftliche Erklärung, so konnte ihm gedient werden. Wer ehrlich dachte, durfte auch ehrlich schreiben.

„Wie es Ihnen beliebt,“ sagte Dankelberg, der ihm gegenüber ruhig sitzen geblieben war. „Ich will durchaus keinen Zwang ausüben, das sei fern von mir.“ Zugleich nahm er die Banknoten und steckte sie lose in seine Rocktasche.

„Haben Sie eine bestimmte Zeit im Auge, während welcher ich mich verpflichten soll?“ fragte Trolla wieder, der, die Feder in der Hand, auf den Bogen Papier blickte, den Dankelberg ihm herübergereicht hatte.

„Sagen wir drei Jahre,“ gab der Alte zurück, ohne viel zu überlegen.

Sofort legte Trolla die Feder bei Seite. „Nein, nein, das geht nicht, das wäre ja Wahnsinn von mir!“ rief er erregt aus, da ihn diese ganze Behandlung bereits nervös gemacht hatte. „Bis dahin bin ich noch Nichts und habe auch Nichts. Womit sollte ich Ihnen mein Ehrenwort einlösen, wenn wirklich Ihre Voraussetzungen einträfen?“

„Das frage ich mich auch, Herr Referendar,“ erwiderte Dankelberg, ohne aufzublicken. „Sie würden nur Ihr Ehrenwort verlieren, ich aber mein Geld.“

„Herr, ich muß doch bitten —!“ brauste Trolla auf, dem diese Zumuthung die Röthe in's Antlitz trieb. „Sie werden mir wohl gestatten, Ihnen jetzt schon zu erklären, daß in diesem Falle der Verlust Ihres Geldes gleichbedeutend mit dem Verluste von etwas Anderem wäre, das mich zu sehr

persönlich angeht, als daß ich es Ihnen näher bezeichnen sollte.“

„Ihres Lebens, ich weiß es,“ kam es über Dankelbergs Lippen. Sein Mienenspiel blieb das gleiche kalte. Er nahm den Wechsel, reichte ihn über den Tisch und sagte kurz und bündig: „Hier, bitte. Ich habe mich Ihnen nicht aufgedrängt. Wir brauchen uns Beide darüber nicht aufzuregen.“ Damit erhob er sich, als hätte die Unterredung für ihn ihr Ende erreicht.

Trolla wechselte die Farbe. In diesem Augenblick empfand er zum ersten Male die fürchterliche Macht des Geldes, die grinsend das Ehrgefühl verlachte und mit kaltem Hohne ihr freches Antlitz zeigte. Er wußte, wenn er jetzt nicht einlenkte, so war jede Hoffnung für ihn verloren.

„Bitte um Verzeihung, wenn ich gegen meinen Willen heftig gewesen sein sollte,“ sagte er daher schnell, „es liegt jedenfalls ein Mißverständniß meinerseits vor, das Sie gütigst mit meiner Aufregung entschuldigen wollen. Wenn Sie gestatten, entspreche ich nun Ihrem Wunsche.“

Dankelberg spielte den Unentschlossenen. Er zuckte mit den Achseln, holte hörbar Athem, kraute sich hinter den Ohren und wippte seinen Ober-

körper hin und her, als wollte er dadurch seine Abneigung andeuten. In Wahrheit fiel es ihm gar nicht ein, Trolla mit leeren Händen gehen zu lassen, aber es machte ihm Vergnügen, ihn zwischen Hangen und Bangen zappeln zu lassen. Um Alles in der Welt durfte man diese jungen Herren, die als Empfangende kamen, nicht merken lassen, daß einem in der That etwas an dem Geschäft läge, sonst wurden sie üppig und keck und untersuchten vorher die Schlinge genau, statt unbesehen den Kopf hineinzustecken.

„Mir liegt wirklich nicht viel daran, Herr Referendar," sagte er endlich. „Da Sie aber in meiner Frau so eine große Protectorin haben, so will ich schließlich ein Auge zudrücken. Schreiben Sie also bitte, wie Sie denken. Entschuldigen Sie mich einstweilen." Er raffte verschiedene Schriftstücke zusammen, verschloß sie rasch, warf einen prüfenden Blick um sich, als müßte er irgend Etwas entdecken, was für fremde Augen nicht geschaffen wäre, und ging ins Nebenzimmer.

Trolla nahm die Feder und schrieb:

„Hiermit verpflichte ich mich mit meinem Ehrenworte, innerhalb dreier Jahre Herrn Kunst-

händler Dankelberg für ein meinem Bruder, dem Lieutenant Arthur Trolla, unterm heutigen Datum gegen Wechsel gewährtes Darlehn in Höhe von sechstausend Mark nebst Zinsen und allen sich etwa für Herrn Dankelberg daraus ergebenden Unkosten völlig schadlos zu halten, falls wider Erwarten die von mir freiwillig übernommene Bürgschaft nach Wechselrecht in Anspruch genommen werden sollte."

Plötzlich legte er die Feder wieder fort, bevor er seinen Namen hinzufügte. Ein Grauen überlief ihn, wie beim Anblick eines Ungeheuers, dem man nicht mehr entrinnen kann. Er lehnte sich im Sessel zurück, legte die Hand auf die heiße Stirn und schloß die Augen. Waren seine Sinne in krankhaften Aufruhr versetzt, litt seine Seele unter etwas Unbeschreiblichem, das ein Gemisch von verletztem Stolz, selbstbereiteter Erniedrigung oder überreiztem Ehrgefühl war? Er wußte es nicht — aber plötzlich war es ihm, als sähe er dieses schwarze Ungeheuer langsam auf sich zukommen, zwei widerliche Pranken um seinen Hals legen und ihm die Luft zum Athmen nehmen.

Dumpf begann die Uhr der Dreifaltigkeitskirche zu schlagen. Unbeweglich verfolgte er in Gedanken

die Schläge und zählte sieben. Eine Stunde noch und die Post wurde geschlossen. Mit Gewalt reckte er sich empor, und plötzlich fiel ihm der Schlußsatz des letzten Briefes des Bruders ein: „Rette mich! Mir sitzt das Messer an der Kehle. Denke daran, daß eine Mutter uns gesäugt hat und daß ich stets auf der Schanze stehen werde, wenn es gelten sollte, mein Bischen Leben für Dich einzusetzen."

Er schüttelte sich und das Ungeheuer war verschwunden. Keine Macht der Erde hätte seinen Willen noch gebrochen. Er nahm abermals die Feder und schrieb kraftvoll seinen Namen.

„Ich danke Ihnen," sagte Dankelberg, als er wieder auf seinem Platze saß und das Schriftstück aufmerksam gelesen hatte. „Es ist ja eigentlich mehr der Form wegen."

Er räusperte sich, als wäre er selbst erstaunt über diese Unverfrorenheit. Dann holte er die Banknoten wieder hervor und begann sie aufzuzählen. Und während er Daumen und Zeigefinger anfeuchtete und jeden einzelnen der nicht ganz sauberen Scheine wiederholt zwischen den Fingerspitzen rieb, um sich davon zu überzeugen, daß er nicht aus Versehen einen doppelt zähle, entdeckte Trolla, der wieder

seitwärts saß, etwas in seinen Zügen, was ihm bisher nicht aufgefallen war.

Der Ausdruck des Durchschnittsmenschen war verschwunden, es kamen ganz bestimmte Linien zum Vorschein, die diesem Gesichte, in dem Alles glatt war bis auf die Zipfel der Backenbartes, ein besonderes Merkmal gaben. Die runden, beweglichen Augen, die scharf hervorspringende Nase, die schmalen Lippen und das spitze Kinn vereinigten sich zu einem thierischen Gebilde.

„Er hat entschieden etwas von einem Raubvogel,“ dachte Trolla, als er das Spiel der dürren Finger beobachtete. Und er malte sich eine Kralle aus, die noch immer nach dem zurückgreift, was man ihr schon entrissen hatte.

Als er dann mit Dank die Scheine entgegengenommen hatte und die Quittung unterzeichnete, die Dankelberg „der Ordnung wegen“ sich ausgebeten hatte, gab ihm der Besitz des Geldes die ruhige Ueberlegung wieder, und so fragte er sich plötzlich, weßhalb ihm dieser Mann trotz alledem ein derartiges Vertrauen schenke, ihm ein kleines Capital übergab ohne jeden Wucherzins? Seltsam war es auf alle Fälle.

„Hier, bitte,“ sagte er mit glühendem Gesicht,

während allerlei merkwürdige Gedanken durch sein Gehirn schossen.

„Auf gute Freundschaft, Herr Referendar," gab Dankelberg zurück und reichte ihm die Hand. Nun war er wieder der Biedermeier, der im Lichtenhainer einen durchaus harmlosen Eindruck machte, sodaß Trolla ihn für einen simplen Beamten halten konnte.

Trolla fühlte sich durch diese Gemüthlichkeit sofort wieder bestochen. „Ich will es wünschen," sagte er und empfahl sich.

Dankelberg hatte ihn bis zur Außenthür begleitet. Kaum war er zurückgekehrt, als er einen Brief der Regierungsräthin aus Hannover vom vergangenen Tage aus einem Fach des Schreibtisches hervorholte und ihn der Sicherheit wegen noch einmal überflog. Er lautete:

„Sehr geehrter Herr!

Ihre Mittheilung hat mich mit Entsetzen erfüllt. Unter dem Eindruck völliger Fassungslosigkeit schreibe ich Ihnen aber sofort einige Zeilen. Wenn mein Sohn Arthur diesen Nothschrei an seinen Bruder gethan hat, so müssen seine Verhältnisse auf Wahrheit beruhen. Leider

ist er leichtsinnig veranlagt und in dieser Beziehung das gerade Gegentheil von Felix. Wollen Sie ihm das erbetene Darlehn gewähren, so würde ich mich selbstverständlich für engagirt dabei halten und mit meinem ganzen Vermögen später dafür eintreten. Sie können sich wohl denken, daß ich das Letzte hingeben würde, um meinen Sohn activ zu erhalten. Meiner Discretion können Sie sich völlig versichert halten. Ueber Ihre Anfrage wird keiner meiner Söhne jemals etwas erfahren.

Achtungsvoll
Eveline Trolla,
verw. Regierungsrath."

Dankelberg lächelte befriedigt. Ein Fuchs wie er, ging immer sicher. Ueber diese Angelegenheit konnte er ruhig schlafen, denn er hatte drei Fliegen mit einer Klappe geschlagen.

XI.

Seit diesem Tage wurde Trolla mit Liebenswürdigkeiten von Mutter und Tochter fast überschüttet, und zwar mit jener Offenheit, die durchblicken läßt, daß man ein gewisses Anrecht darauf habe. Namentlich die Erstere leistete sich darin etwas Bedeutendes.

„Es freut mich, daß mein Mann nachgegeben hat," sagte sie wiederholt. „Es war aber auch nicht leicht für mich, ihn herum zu kriegen. Ich sagte ihm aber gleich, daß er es mit einem anständigen Menschen zu thun habe, der das Entgegenkommen gewiß nicht mit Undank belohnen werde."

Dieser familiäre Ton behagte ihm zwar nicht, aber er mußte ihn ruhig dulden. Er fühlte ihr Uebergewicht, denn er sagte sich sofort, daß sie so nicht zu ihm reden würde, wenn sie nicht plötzlich den wunden Punkt in seiner Familie entdeckt hätte, für den man das goldene Pflaster hergegeben hatte.

Gleich am nächsten Sonntag wurde er zum Mittagessen eingeladen. Aus Höflichkeit konnte er nicht ablehnen. Man hatte ihn förmlich damit überrumpelt, ohne daß er im Stande gewesen wäre, sich die Sache erst zu überlegen. Noch in letzter Stunde suchte er nach irgend einer Ausrede, um sich vor Etwas zu flüchten, was ihn mit Gewalt in einen dämonischen Bann ziehen könnte. Dann aber, als sich seine mystische Stimmung wieder gelegt hatte, sagte er sich, daß Alles nicht so schlimm sei, wie es scheine. Schon die Klugheit gebot ihm, hübsch nachgiebig zu sein und in den sauren Apfel zu beißen. Einmal war ja keinmal. Falls man wieder mit einer derartigen unerlaubten Aufdringlichkeit an ihn herantreten sollte, würde er gewiß schon darauf vorbereitet sein und die nöthige höfliche Abweisung finden, die man sich hoffentlich merken würde. Schließlich tröstete er sich damit, daß es ihm jedenfalls nichts schaden könnte, wenn er einmal die ganze Familie beisammen sähe und seine humoristische Ader springen ließe.

In der That ging es auch bei Tisch sehr hoch und lustig her. Es wurde ihm sofort klar, daß man mit ihm ganz gehörig paradiren wolle, denn

das „Herr Referendar“ schwirrte nur so herum. Man schien ihm den saftigen Braten förmlich in den Mund stopfen zu wollen, so oft reichte man ihm die Schüssel zu. Auch mit dem Rothwein wurde nicht gespart, den ihm Dankelberg, der bald einen „gehörigen Zacken“ weg hatte, wie sich seine Frau ausdrückte, so reichlich zufließen ließ, daß das Tischtuch seinen Theil davon abbekam.

Bei dieser Gelegenheit machte Trolla auch die Bekanntschaft der Eltern des kleinen Fritz. Vater Schneider erregte sein ganz besonderes Interesse, schon um der Mäßigkeit wegen, die er sich im Essen und Trinken auferlegte. Um so mehr sprach er.

Es schien Trolla, als befürchtete dieser dürre, schmalbrüstige Herr, der mit seiner Bartfraise und altmodischen schwarzen Halsbinde den Eindruck eines Quäkers machte, die besten Gedanken könnten ihm verloren gehen, falls er sich zu sehr mit Messer und Gabel beschäftigen würde. Fortwährend sagte er „Danke“, sobald ihm die unverwüstliche Frau vom Hause zureden wollte, „noch ein Stückchen“ zu nehmen.

Mit seiner quiekenden Stimme sprach er unaufhörlich von der Kirche, die er in sein Herz ge-

schlossen zu haben schien. Dabei waren seine Augen stets nach der Decke gerichtet, als müßte ihm von da oben herab Jemand soufflіren. So viel Trolla, der sich mit seiner Tischnachbarin Emmy zu beschäftigen hatte, entnehmen konnte, handelte es sich um neue Gemeinderathswahlen, wobei der Alte eine bedeutende Rolle zu spielen habe.

„Ihr Herr Onkel ist wohl sehr fromm?“ fragte Trolla, den der Wein allmählig warm gemacht hatte.

„Ich weiß nur, daß er jeden Sonntag regelmäßig in die Kirche geht,“ gab Emmy zurück, „Ich glaube jedoch, er thut es nur, um für Verlängerung seines Lebens zu beten. Er hat nämlich eine schreckliche Angst vor dem Tode. Seitdem ihm einmal eine Gräte im Halse stecken geblieben ist, kann er keine Fische mehr sehen. Auch vor kleinen Knochen fürchtet er sich. Deßhalb seine sonderbare Manier beim Essen. Er nimmt die reinen Puppenportionen.“

Als hätte Schneider errathen, daß man sich über ihn unterhielt, stieß er in hellem Trompetenton hervor: „Seit dreißig Jahren ist kein Feiertag vergangen, wo ich nicht in die Kirche gegangen wäre. Es ist mir eben Bedürfniß. Meine Frau denkt

ja anders darüber, das liegt aber an ihrem ganzen Wesen. Sie leidet an einem zu großen Mangel der Bewegung."

Fritz, der sich bisher nur durch fortwährendes Essen ausgezeichnet hatte und mit dem Glase in der Hand, noch immer seiner Sache sicher, verliebte Blicke auf seine Cousine warf, lachte laut auf und stieß mit dem Ellbogen seine Mutter an, die das Muster einer seßhaften Dame war. Bei einer nochmaligen Erschaffung der Welt hätte ein Schöpfer sehr gut vier zarte Ehemänner aus ihrem Körper machen können, und man konnte es wohl begreifen, daß ihr Gatte sich allwöchentlich vor ihr in die Kirche flüchtete. Andauernde Gutmüthigkeit auf den breiten, verfetteten Zügen, die früher einmal schöne Linien gezeigt haben mußten, saß sie wie eine feste, unerschütterliche Masse auf ihrem Stuhl und aß mit gesundem Appetit für Zwei.

„Du weißt, lieber Eduard, daß unser Sanitätsrath mir Ruhe empfohlen hat," sagte sie schmatzend. „Es genügt ja schon, wenn Du mir die Predigt wiedererzählst, und darin ist doch Dein Gedächtniß groß."

Ihr Mann nickte nur, ohne sich in seiner Rede stören zu lassen. Während er aber, immer noch

die Augen nach der Decke gerichtet, über die Kirchenwahlen weiter sprach, in der Meinung, Frau Dankelberg achte auf jedes seiner Worte, schien er eifrig auf das zu hören, was deren Mann ihm zuraunte.

Plötzlich unterbrach er sich, wandte sich zur Seite und gab ganz entrüstet zurück: „Wie, der will nochmals prolongirt haben? Mach' ich nicht. Er kann betteln soviel wie er will. Entweder er zahlt, oder er kriegt den Gerichtsvollzieher auf den Hals. Nur nicht einschüchtern lassen. So ein Schuft droht mit dem Staatsanwalt. Mir kann Keiner.“

„Schrei doch nicht so,“ fiel ihm Dankelberg ins Wort und sah sich ängstlich nach Trolla um. Zugleich kam ein sanftes: „Aber Eduard!“ über Frau Schneiders Lippen, was ihr Mann für ein Warnungssignal betrachten mußte, denn sofort richtete er die Augen wieder nach oben und begann mit verschränkten Armen aufs Neue: „Ja, was ich gleich sagen wollte, beste Frau Dankelberg ... Ich werde die Wahl unseres neuen dritten Predigers mit allen Mitteln unterstützen, ich wühle auch schon ganz gehörig. Der Mann gefällt mir, ist ein kluger Kopf und mir sehr sym-

pathisch. Bei Ihnen hier liegen die Verhältnisse ja anders, bei uns aber ist die Spaltung groß."

Während er das Alles mit einer wahren Kinderstimme hervorbrachte, hing sein Kopf immer nach rechts geneigt, als dürfte seinem auffallend großen Ohr Nichts von seinem Nachbar entgehen.

„Hängt der Candidat noch bei Dir?" raunte ihm Dankelberg wieder zu.

„Ich will eben Sicherheit haben, deßhalb muß er eine Existenz bekommen," warf Schneider unterdrückt ein, ohne seine Lage zu verändern. Plötzlich vergaß er sich wieder und wurde abermals ärgerlich, nachdem Dankelberg längere Zeit zu ihm getuschelt hatte. „Der Baron will wieder Geld haben? Daraus wird Nichts. Er soll erst die alten Wechsel einlösen. Wenn er auch sicher ist; ich kann keine groben Briefe vertragen. Obendrein noch bei lumpigen zwanzig Prozent. Was bleibt denn da für uns Beide übrig?"

Diesmal gab ihm seine Frau ein auffallendes Zeichen, still zu sein. Zugleich fuhr Dankelberg erschreckt zurück und flüsterte mit einem Blick auf Trolla: „Sei doch nicht so laut, er hört es ja."

Schneider mäßigte sich sofort und erwiderte

höhnisch: „Ich denke, er gehört schon zur Familie und soll später Dein Rechtsanwalt werden?“

„So weit sind wir ja noch nicht, Dir kann man auch gar nichts anvertrauen,“ gab Dankelberg zurück und stieß ihn sanft in die Rippen.

„Na, meinen Segen hast Du. Wenns Dir nur nachher nicht so geht wie mit dem Assessor. Pumpt der Dich noch immer an?“ sagte Schneider wieder.

Fritz, der in ihrer Nähe saß und dem kein Wort entging, lachte wieder mit vollem Munde. „Der Assessor, der Assessor, der hat Onkel 'rumgekriegt,“ sagte er und blinzelte mit den Augen, als könnte er sich gar nicht genug darüber amüsiren. „Nicht wahr, Mutter? Onkel will immer schlau sein, dabei fällt er immer 'rein. Damals wollte er sich schon einen Rechtsanwalt groß ziehen, der seine Sachen machen sollte. Sachen macht ja der Assessor, aber was für welche!“

Frau Schneider schien dieser Spott zu gefallen, denn sie kicherte leise mit. Dankelberg jedoch ersuchte seinen Neffen, derartige Bemerkungen zu unterlassen, worin ihn seine Frau kräftig unterstützte. „Fritz, ärgere Dich nicht,“ sagte sie, „sonst wirst Du häßlich.“

„I wo wird er denn,“ fiel Frau Schneider ein

und füllte sich zum dritten Male Compott auf. „Fritz hat Zeit zu warten. Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Vielleicht will er dann aber nicht mehr.“

Der Kleine nickte und trank seiner Mutter zu. Die Elternpaare schwiegen dann, denn sie hatten plötzlich ein Thema berührt, das eine unangenehme Stimmung in ihnen erweckte. Es war, als befürchtete jede Partei eine unerquickliche Auseinandersetzung, falls man sich weiter darüber unterhalten würde.

Die Tafel war ziemlich lang, denn man hatte noch einige Verwandte geladen, gleichgiltige Menschen, die sich durch „Ja“ und „Nein“ auszeichneten und die Augen immer dann erhoben, sobald Guste die Schüsseln herumreichte. Da Trolla den Alten entgegengesetzt saß, so vermochte er nicht viel von den geheimnißvollen Dingen zu hören, die am anderen Ende des Tisches gesprochen wurden. Nur zuletzt glaubte er etwas von „Wechseln“ zu verstehen, und so wurde er plötzlich unruhig und wünschte die Tafelei sobald als möglich beendet.

Der alte Schneider interessirte ihn nun mehr als zuvor, und so wandte er sich mit der Frage an Emmy, was für einen Beruf ihr Onkel eigent-

lich habe. Wenn er nicht bereits zu tief in ihre Augen geblickt hätte, würde ihm ihre Verwirrung nicht entgangen sein. Es schien, als wollte sie seiner Neugier zuerst ausweichen, dann aber rückte sie mit dem Geständniß hervor, daß er Rentier und mehrfacher Hausbesitzer sei. „Er bekommt sehr viel Miethen ein," fügte sie hinzu und sagte dann schnell, um auf ein anderes Thema zu kommen: „Darf ich Ihnen noch etwas von dem Salat anbieten?"

Ganz von ihrem Zauber bezwungen, fand Trolla keine Zeit mehr, weitere Betrachtungen über den Frömmling anzustellen.

Trotz seiner fortwährenden Beschäftigung mit der Stubendecke entging Schneider doch Nichts, was sich auf der anderen Seite der Tafel abspielte. Seine Sinne schienen unheimlich verschärft zu sein, selbst für rein nebensächliche Dinge. Die Unterhaltung zwischen Trolla und Emmy interessirte ihn ganz besonders. Während Dankelberg annahm, daß sein Geschäftsfreund nur ganz bei dem sei, was er ihm nach wie vor zuflüsterte, rief Schneider plötzlich laut über den Tisch: „Entschuldigen Sie, Herr Referendar, wenn ich Sie auf einen kleinen Irrthum aufmerksam mache. In Hannover steht das

vierundsiebzigste Infanterieregiment. Die Siebenundsiebziger liegen in Celle."

„Danke für gütige Berichtigung," erwiderte Trolla höflich. „Kennen Sie Hannover?"

„So einigermaßen," gab der Alte gedehnt zurück, während er es endlich für vortheilhafter hielt, seinen Blick einmal über die Tafel zu senden. „Ich war mehrmals flüchtig dort, weil ich früher Lieferungen für das Militair zu besorgen hatte."

„Ach so, das wußte ich nicht," sagte Trolla wieder, während Emmy ihren Kopf tief auf ihren Teller beugte und Fritz Mühe hatte, sein heraufsteigendes Lachen zu verschlucken.

„Gelogen hast Du eigentlich nicht," raunte Dankelberg seinem Freunde wieder zu, „Lieferungen für das Militair besorgst Du ja, aber mit Wechseln." Er ergriff das Glas, stieß mit ihm an und fuhr dabei fort: „Ueber bist Du mir doch, daran ist nicht zu tippen. Na, dann auf die Zukunft."

„Und auf Deinen zukünftigen Schwiegersohn. Hoffentlich schnappt er nicht noch ab," gab Schneider zurück, diesmal mit so bemerkbarer Bosheit, daß Dankelberg ein saures Gesicht zeigte; aber sofort sich fassend, erwiderte er schlagfertig: „Wenn ich

ihn nicht halten kann, wirst Du es doch thun. Du hast das größere Portemonnaie."

Nun verzog Schneider die Miene und preßte die Lippen aufeinander. Seit Jahren machte er mit Dankelberg gemeinsame Wuchergeschäfte, wobei er als Hintermann wohlweislich im Verborgenen blieb. Er war der eigentliche Geldgeber, dessen Name niemals bekannt wurde, wogegen Dankelberg nur den Vermittler spielte, im Allgemeinen aber als Zahlender galt. Damit jedoch Keiner von Beiden den Löwenantheil bekomme und Einer dem Andern nichts vorzuwerfen habe, hatte Dankelberg seine Gelder als Hypotheken auf die Häuser Schneiders angelegt, sodaß sie sozusagen aus einer gemeinschaftlichen Kasse arbeiteten.

Man hatte sich von der Tafel erhoben. Die beiden Alten waren in eine Ecke am Fenster getreten, wo sie ungestört weiter sprachen.

„Wenn ich Dich richtig verstanden habe, so möchtest Du, daß er bei Dir kleben bleibe," sagte Schneider wieder. „Wenn Du Dir nur nicht dadurch eine gehörige Suppe einbrockst."

Dankelberg zuckte mit den Achseln. „Vorläufig bin ich der Wohlthäter, dem er verpflichtet ist."

Schneider lachte unterdrückt auf. „Das kann

auch Dir nur passiren, daß Du Sechstausend gegen acht Procent giebst. Wenn man das bei uns hört, wird man Dich reif fürs Tollhaus halten."

Mit dem „bei uns" meinte er die sogenannte Wucher-Börse, die sich regelmäßig täglich in einem bekannten Café zusammenfand, wo man unter sich die unsaubersten Gelddinge verabredete, sich gegenseitig die Wechsel mehr oder minder bekannter, sogar hervorragender und illüstrer Persönlichkeiten zeigte, Auskünfte ertheilte und einsteckte; im Allgemeinen auch die nöthigen Winke gab, sobald irgend eine Gefahr heranzunahen drohte.

„Ich hätte mich ja eher begraben lassen, ehe ich so dumm gewesen wäre," fuhr er fort.

„Wart's nur ab, das dicke Ende kommt nach. Du wirst schon noch Dein Theil bekommen," warf Dankelberg trocken ein.

Schneider, der während des Sprechens niemals einen Menschen ansehen konnte und auch diesmal die Augen verdreht hielt, neigte wieder den Kopf mit dem großen Ohr. Als er dann aber den erwarteten Zusatz nicht hörte, fragte er neugierig: „Wie meinst Du das?"

„Ich werde doch nicht wieder für acht Procent prolongiren, wo es sich um einen Officier handelt."

erwiderte er. „Dann mußt Du eben 'ran. Meine Mittel sind dann erschöpft."

„Nein, nein, daraus kann nichts werden," wehrte Schneider ab. „Die Sache ist mir zu sengrig. In Familienangelegenheiten lasse ich mich grundsätzlich nicht ein." Dabei schmunzelte er aber wohlgefällig, denn er hatte sich schon tüchtig darüber geärgert, daß er bei diesem Geschäft nicht zu Rathe gezogen war. Seiner Ansicht nach hatte der alte Kumpan durch die lumpigen acht Procent die Gilde der „Biedermänner" geradezu beleidigt.

„Dann kündige ich Dir meine sämmtlichen Hypotheken," sagte Dankelberg, indem er das eine Auge zukniff und ihn mit dem anderen listig anblickte.

Schneider verstand ihn sofort, denn Dankelberg wollte damit stets andeuten, daß sie gleiche Brüder unter gleicher Kappe seien, die sich Beide nichts vorzuwerfen hätten, und daß der alte Kirchen-Filou seine Abneigung gegen dieses Geschäft nur heuchle.

„Emmy ist nun einmal über die Ohren in ihn verschossen und will nicht von ihm lassen," begann Dankelberg nach einer Pause wieder. „Es hat schon deßwegen einen fürchterlichen Auftritt gegeben. Ich mußte das Geld geben."

„Das sollte meine sein, ich hätte ihr was Anderes zu kosten gegeben, wenn sie darauf bestanden hätte, mir die Tasche ohne Verdienst zu leeren.“

Dankelberg zog abermals die Schultern in die Höhe. „Sie weiß zu viel,“ gab er kurz zurück und kniff aufs Neue das Auge zusammen, was Schneider diesmal niederträchtig fand.

Beide schwiegen, weil sie einen wunden Punkt berührt fühlten, auf den sie nicht gern näher eingingen.

„Uebrigens kannst Du Dir wohl denken, daß ich es nicht ohne Grund thue,“ sagte Dankelberg dann wieder. „Wenn ich mir einen Schwiegersohn für Geld kaufe, will ich ihn fest an der Kandare haben. Wenn schon, denn schon. Er soll mir nicht über den Kopf wachsen. Sollte er mich wirklich eines Tages mit Undank belohnen, so will ich wenigstens an ihm verdient haben. In diesem Falle muß seine Familie dann bluten.“

„Darin scheinst Du mir doch über zu sein. Gauner!“ erwiderte Schneider und gab ihm einen Klaps auf den Arm.

„Spitzbube Du! Wie Du mich erkannt hast,“ gab Dankelberg zurück und stieß ihn wieder wohlmeinend in die Seite.

Beide lachten sich verständnißvoll an und wandten sich mit vergnügter Miene wieder den Uebrigen zu. —

Was Dankelberg vorausgesetzt hatte, traf nach drei Monaten ein. Arthur war nicht im Stande, den Wechsel einzulösen, und bat daher den Bruder, ihm zu einer Prolongation zu verhelfen.

Trotzdem that der Alte sehr überrascht. „Da habe ich mir ja wirklich eine schöne Suppe eingebrockt, Herr Referendar," rief er aus, weil ihm im Augenblick diese Prophezeiung Schneiders einfiel.

Diesmal schien er wirklich ernste Schwierigkeiten zu machen, sodaß Trolla ganz kleinmüthig wurde und das Unglück des Bruders schon vor Augen sah. Um aber abermals Alles zu versuchen, erlaubte er sich, an die Erneuerung seiner Bürgschaft und an sein schriftliches Ehrenwort zu erinnern.

Sofort meinte Dankelberg, daß Beides null und nichtig würde, sobald er sein schönes Geld wieder bekäme. Er habe sich bestimmt darauf verlassen, die Summe zu diesem Termin zurückzubekommen, da er selbst Verpflichtungen zu erfüllen habe, und nun sei er richtig in die Tinte gerathen. Sein sauer verdientes Geld! Wann werde er es einmal wiedersehen? Wahrscheinlich gar nicht mehr. Der

„Kunsthandel“ liege auch ganz darnieder. Wer kaufe bei den schlechten Zeiten noch Bilder! Wenn er nicht die winzigen Ueberschüsse aus den Häusern hätte, dann könnte er einpacken. Das reiche wenigstens zum anständigen Leben.

Es war am frühen Morgen. Trolla hatte seinen Wirth im Musikzimmer gestellt, bevor er ihm entschlüpfen konnte.

Als wäre er wirklich ein armer Mann, dem nichts Schlimmeres mehr passiren könnte, als diese Hiobspost, ging er, mit beiden Armen fuchtelnd, im Zimmer auf und ab, sodaß die lose hängenden Trobdeln seines schmierigen Schlafrocks hin- und herbaumelten. Dabei rief er wiederholt aus: „Nein, es geht nicht. Ich muß mein Geld haben.“

„Sie können es wirklich ohne Gefahr riskiren, mein Bruder steht vor der Verlobung mit einer reichen Dame,“ fiel Trolla ihm ins Wort, der sich diesen Haupttrumpf bis zuletzt aufgespart hatte.

Dankelberg horchte auf, stellte sein Zimmerlaufen ein, trat ans Fenster und schwieg sich eine Weile aus. Eine derartige Wendung hätte er kaum erwartet. Wenn die Sache so lag, dann konnte man den Vogel gehörig rupfen, die Federn wurden ihm ja von anderer Seite wieder ersetzt. Er hätte

still in sich hinein lachen mögen bei dem Gedanken, daß er die lumpigen acht Procent jedenfalls nun dreifach werde herausholen können, und daß er dann Schneider gegenüber wieder der Große war.

Als er noch immer nichts sagte, weil er gewohnt war, im Stillen rasch seinen Plan zu machen, legte Trolla das als ein günstiges Zeichen aus, und so sprach er wacker auf ihn ein. Sein Bruder sei gern bereit, hohe Zinsen zu zahlen und würde sich auch sonst noch zu jedem Opfer verstehen, wenn man ihm über den Berg hinweghülfe, bis er in den Hafen der Ehe eingelaufen sei.

Trotz alledem zuckte Dankelberg noch immer stumm mit den Achseln, dann aber lenkte er vorsichtig ein. Er würde gern helfen, aber seine Mittel seien erschöpft. Er könne höchstens den Vermittler spielen, damit das Geld von anderer Seite verschafft werde. Wenn Trolla damit gedient sei, so wolle er sich gern bemühen. Er würde es gewiß nicht thun, wenn man nicht bereits gute Freundschaft geschlossen hätte, nicht Thür an Thür wohnte und wenn er nicht hoffte, einmal Dank dafür zu ernten.

Er war weich geworden, sprach von der Pflicht der Menschen, sich gegenseitig zu helfen, faselte von

allerlei Dingen, in denen die Liebe zu seiner Frau, zu seinem Kinde und das Opfer, das er seinem Zimmerherrn brächte, eine große Rolle spielten, und gerieth schließlich in eine so rührselige Stimmung, daß Trolla ihn in Verdacht bekam, er habe bereits früh Morgens irgend einer Flasche tapfer zugesprochen.

Plötzlich jedoch ließ er dieses Thema fallen und wurde wieder ein Anderer. „Weßhalb machen Sie sich immer Sorgen darum?“ begann er durchaus nüchtern. „Lassen Sie uns doch direct mit Ihrem Herrn Bruder verhandeln. Wenn Sie nichts dagegen hätten, reise ich selbst zu ihm. Aber wie gesagt, ich kann nur den Vermittler spielen. Discretion Ehrensache. Selbstverständlich.“

Trolla zögerte nicht lange, sich damit einverstanden zu erklären. Nun, da Arthur eine reiche Frau in Aussicht hatte, stand die Sache nicht mehr so schlimm, und so würde es ihm vielleicht sogar lieber sein, direct mit Dankelberg zu verhandeln, um zugleich ein Arrangement für später zu treffen.

So versprach er denn, seinen Bruder auf den Besuch vorzubereiten, und trennte sich von dem Alten mit einem kräftigen Handschlag. Er wurde wirklich aus den Verhältnissen dieses Mannes nicht

klug, noch viel weniger aus seinem Charakter, der ihm wie ein Gemisch von Gutmüthigkeit, brutaler Schlauheit und männlicher Schwäche erschien.

Als Dankelberg das hintere Wohnzimmer betrat, stoben Mutter und Tochter auseinander. „Nun, Ihr habt wohl wieder gehorcht?“ fragte er.

Seine Frau verwahrte sich sehr energisch dagegen. „Wenn Du schreist wie ein Ausrufer, dann braucht man doch wirklich nicht zu horchen,“ gab sie zurück und klapperte ärgerlich mit den leeren Kaffeetassen.

„Na, dann werdet Ihr ja Alles gehört haben. Sein Bruder muß um die Ecke gehen und ich werde mein schönes Geld verlieren. Das habe ich Euch Frauenzimmern zu verdanken. Es giebt nur eine Möglichkeit, ihm zu helfen. Emmy wird Fritzens Frau, dann ließe sich vielleicht der Alte erweichen.“

Es war Unsinn, was er sprach; aber er wollte ihnen einen Schreckschuß einjagen. Und so wandte er sich ab und schnitt über diese Lüge vergnügt eine Grimasse. Als Beide darauf schwiegen, blickte er sie verdutzt an. „Nun, Ihr sagt ja gar nichts.“

„Weil wir schon mehr wissen. Wann willst Du fahren?“ gab seine Frau trocken zurück.

Er verkniff sich seinen Aerger. Das kam davon, wenn er solche Dinge nicht in der „Kunsthandlung“ besprach.

„Du wirst doch milde sein, Vater?“ sagte Emmy, trat auf ihn zu und tätschelte ihm die Wange. „Du weißt doch, weßwegen.“

Er konnte nicht verhindern, daß sie ihn auf die Stirn küßte. In solchen Dingen fürchtete er ihren reinen Blick, und so sagte er weder Ja noch Nein. Ohne sie anzusehen, ging er ins Ankleidezimmer, überzeugt davon, daß sie vorhin an der Thür gestanden habe. In seinen Augen war sie doch ein recht dummes Ding, die niemals den Grundsatz des Lebens begriff, daß in Geldsachen die Gemüthlichkeit aufhöre.

Nach drei Tagen trat Dankelberg wieder zu Trolla ins Zimmer und erklärte, daß Alles abgemacht sei. Zugleich bat er ihn, wieder seinen Namen als Bürgschaft auf das Papier zu setzen, was Trolla auch sofort that. Er war so zerstreut, daß er gar nicht auf die Summe blickte. Erst später kam es ihm zum Bewußtsein, daß, während er auf der Vorderseite unterschrieb, Dankelberg geflissentlich die Hand auf das Papier gehalten hatte,

sodaß dadurch ein Theil der Aufschrift verdeckt worden war.

Als ihm aber Arthur bei Gelegenheit abermals herzlichen Dank für seine Bemühungen aussprach, ohne die Angelegenheit weiter zu berühren, schloß er daraus, daß Alles in bester Ordnung sei, und so zerbrach er sich nicht weiter den Kopf darüber.

XII.

Da es Bestimmung war, daß die jungen Referendarien während der ersten neun Monate in Provinznestern beschäftigt würden, so hatte er sich dem Amtsgerichte eines benachbarten Vorortes zuweisen lassen, um die Annehmlichkeiten Berlins nicht entbehren zu brauchen. Die Stadtbahn brachte ihn regelmäßig des Morgens an seinen Bestimmungsort und führte ihn des Nachmittags wieder zurück in das brausende Leben der Weltstadt, von der er seine ganze Zukunft erwartete. So durfte er das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden.

Acht Wochen lang hatte er diesen Weg gemacht, als er sich zu einer Kündigung seines Zimmers emporraffen wollte, um einen Strich durch seine Beziehungen zu dieser dunklen Vorstadtstraße zu machen. Er sehnte sich nach Luft und Sonnenschein. Und wo hätte er Beides wohlthuender finden können, als in der reizvollen Gartenstadt

seiner Thätigkeit, zu der die Düfte des Thiergartens herüberwehten. Um die Familie darauf vorzubereiten und das Echo rechtzeitig zu vernehmen, hatte er seinen Entschluß Gusten anvertraut, die statt aller Ueberraschung mit küchenphilosophischem Gleichmuth lächelnd einwandte: „Det gloobe ick ja doch nich, Herr Docter.“

Es war Abends, bei Beginn der Dämmerung, als plötzlich Emmy zu ihm ins Zimmer trat. An ihrem verstörten Wesen, ihrem irrenden Blick, merkte er sofort, daß sie darum wußte.

„Sie wollen uns verlassen, Herr Referendar?“ fragte sie leise und blieb zaghaft an der Thür stehen, wie ein Geschöpf, dem jede Ueberlegung abhanden gekommen ist und das sich widerstandslos durch die Macht der Gefühle lenken läßt. Sie empfand nur, daß sie am Rande ihres Lebensglückes stehe und daß sein Abschied sie hinunter in die Tiefe führen müsse. „Hat Ihnen Jemand von uns etwas gethan?“ fügte sie sanft hinzu, die erste Thräne verhaltenen Schmerzes in den Augen.

„Sie nicht, Fräulein Emmy,“ gab er freundlich zurück. Er stand unter dem Eindruck des Alleinseins mit ihr, ihres hingebungsvollen Wesens. Als

er ihr die Hand reichte, das süße Erschauern fühlte, das wie eine Uebertragung von ihr durch seinen Körper rieselte, war es um ihn geschehen. Sie lag willenlos in seinen Armen, und zum ersten Male drückte er innige Küsse auf ihre Lippen.

Als sie dann nach flüchtigen Minuten zur Vernunft kamen und sich trennten, wußte er, daß die heißen Geständnisse der Treue, die er hervorgestammelt hatte, ihn bis zu seinem Ende an sie ketten würde. Und so fand er berauschend das Glück des Augenblicks, das vom ganzen Menschen Besitz ergreift und aller trockenen Vorsätze spottet.

„Ick wußte ja gleich, det der Herr Docter wieder bleiben," sagte Guste am anderen Tage zu ihm und lieferte damit gleichsam den Epilog zu diesem großen Kapitel seiner ersten Schwäche.

Allmählich blieb er bei Dankelbergs hängen, d. h. er wurde zum Anhängsel der Familie. Erst wider Willen, dann mit jener Nothwendigkeit, gegen die reine Naturen sich am Allerwenigsten wehren können, wenn ihre Umgebung mit ihnen zu verwachsen beginnt. Er empfand das Unwürdige seiner Lage, mußte sich bei ruhiger Ueberlegung gestehen, daß er seiner Bildung und Erziehung

nach in diesen engen Kreis, der ihn zähe zu umklammern begann, nicht hineinpaßte, hatte er aber niemals die Kraft, sich auf Nimmerwiedersehen loszureißen.

Er liebte Emmy, liebte sie mit jener Innigkeit, der schon der bloße Gedanke an Trennung wie etwas Schreckhaftes erscheint.

Frau Dankelberg merkte nach und nach, daß eine entscheidende Wendung eingetreten war. Das heimliche Herumdrücken der jungen Leute konnte ihr nicht entgehen. Zum Ueberfluß nahm sie Emmy ins Gebet, und als diese sich mit erglühendem Gesicht an ihren Hals hängte, war die Sache für sie richtig. Wie konnte es auch anders kommen! Dieser junge Herr hätte ja blind sein müssen, wenn es ihm nicht schon längst gedämmert wäre, was für eine gute Parthie er machen würde! Er hatte sein Jawort gegeben, nun durfte man also bald erwarten, daß er in allen Ehren um Emmy anhielt.

Als kluge Frau jedoch, die den Sperling nicht eher als ihr Eigen erklärte, bevor sie ihn nicht in der Hand hatte, wollte sie nicht zu früh triumphiren. Sie verdoppelte nun ihre Liebenswürdigkeit, war von bezaubernder Aufmerksamkeit und blieb dabei doch immer in den gehörigen Grenzen des höflichen

Abstandes, weil Emmy ja angedeutet hatte, daß Trolla den reservirten Ton liebe.

„I, das wird schon von ganz alleine kommen, wenn Du es aber wünschst, gewiß . . .,“ hatte sie gesagt und diese Einwendung ganz gerecht gefunden. Sie war überhaupt fürs Feine und Höhere, und so steckte ihr die „Mutter Regierungsrath“ und der „Bruder Offizier“ ganz gehörig im Kopfe. Das würden doch noch Verwandte werden, mit denen man prahlen könnte. Schneiders, die immer noch Hoffnung für ihren Fritz hatten, würden gewiß die Platze kriegen.

„Daß Du Dich immer recht anständig gegen ihn benimmst und nicht gleich den Vogtländerton anschlägst!“ belehrte sie ihren Mann eines Tages, nachdem sie ihm die nöthigen Andeutungen gemacht hatte. August rieb sich vergnügt die Hände und erwiderte schlau-lächelnd: „I, wo werd' ick mir denn als Vogtländer zeigen. Wenn ick will, dann kann ick ooch 'n Jebildeten 'rausbeißen. Det merkst De doch jetzt.“ Unter ihrem Lachen fuhr er fort: „Ick habe schon mit Jeneräle französisch jesprochen und se haben mir nich verstanden. Mein Jeld aber haben se jenommen, denn det war deutsches, richtiges sogar, wenn's ooch dreckig war. Et is doch

merkwürdig: vor Geld ekelt sich keen Mensch, und wenns noch so schmutzig is. In Hannover scheint man das ooch zu kennen."

„Willst Du wohl ruhig sein!" fiel sie ihm ins Wort und sah sich nach der Thüre zum „Musikzimmer" um, wo die ersten „vierhändigen" Laute erklangen. Diesmal war es Trolla, der Seite an Seite mit Emmy derartig die Abende der Familie zu verschönern begann. „Ich weiß gar nicht, wie Du heute bist," fuhr sie fort und betrachtete ihn aufmerksamer, wobei ihr sein geröthetes Gesicht auffiel.

„Was soll mir sein, Mutter. Ich bin bei Stimmung, das siehst Du ja. Habel hat 'n juten Rothspon."

Er war heute besonders gut gelaunt, weil er endlich eine „Schröpfung" beendet hatte, die er bereits vor Jahren mit Schneider vorgenommen hatte, ohne daß Beide zu ihrem Gelde gekommen wären. Heute war „Pinke in die Asche" gekommen, wie er sich ausdrückte, d. h. die Wechsel waren eingelöst worden, und so konnte man diesen „hartleibigen Fall", bei dem es sich um Tausende gehandelt hatte, mit einem Gewinn von vierzig Procent ad acta legen.

Sofort hielt sie die Hand auf, wie sie es stets

that, wenn sie wußte, daß er viel und leicht-verdientes Geld in der Tasche hatte. Zuerst machte er ein saures Gesicht und ärgerte sich, wieder geplappert zu haben, dann aber holte er ein ganzes Pack Banknoten hervor, wühlte eine Weile darin und reichte ihr die unreinlichste hin.

„Immer die schmutzigsten giebst Du mir," murrte sie, aber doch in der freundlichen Weise einer Frau, die es mit dem Erfüller ihres Wunsches im Augenblick nicht verderben will.

„Du kannst ihn ja in die große Wäsche geben, vielleicht gilt er dann mehr," wandte er ein, während er schmunzelnd die Scheine durchblätterte, als wollte er sich noch einmal von ihrem richtigen Beisammensein überzeugen.

„Du bist heute wirklich recht witzig," schmeichelte sie und klatschte ihm die Wange. „Schenk' mir noch einen. Ich habe jetzt so viele Ausgaben. Ich muß einen neuen Hut haben, und Emmy fehlen zwei Kleider. Sie muß doch jetzt Staat machen, das wirst Du einsehen."

„Wo soll ich nur das ganze Geld für Eure neuen Kleider herbekommen," jammerte er, reichte ihr dann aber noch einen Schein, um es mit ihr heute nicht zu verderben.

„Das wirst Du ja am besten wissen,“ gab sie zweideutig zurück, plötzlich wieder kälter geworden, da sie nun wußte, daß seine Freigebigkeit für heute ein Ende hatte. „Du verdienst doch die blauen Lappen leicht genug.“ Diesen gewöhnlichen Ausdruck für die Hundertmarkscheine hatte sie von ihm und wandte ihn jedesmal an, wenn sie ihre Verachtung des Wuchergeldes beweisen wollte.

„Schrei doch nicht so,“ raunte er ihr aufgebracht zu. „Soll das Mädel dadrin es wieder hören? Sie erlaubt sich so wie so schon genug Bemerkungen über meine Geschäfte. Deine Schule!“

Er war erbost geworden über ihre versteckten Vorwürfe, und so geriethen sie Beide zusammen.

„Dann bin ich schon zufrieden,“ gab sie trocken zurück und forderte ihn dadurch noch mehr heraus.

„Aber das macht Alles die große Bildung heutzutage. Lernen allen möglichen Krimskram, Französisch, Englisch und wer weiß was noch für Sprachen, nur übers Verdienen erhalten sie keinen Unterricht.“

„Dafür sind die Männer da,“ warf sie wieder ein.

„Dann wollen sie die große Dame spielen und gampeln nur nach feinen Herren,“ fuhr er fort. „Und vergessen ganz, daß ihr armer Vater —.“

„Schuster war, das stimmt,“ unterbrach sie ihn spöttisch.

Er fuhr auf, denn sie hatte einen wunden Punkt berührt, über den er nicht gern sprechen hörte. Vor zwanzig Jahren noch hatte er die Schuhmacherei getrieben, sie dann aber an den Nagel gehängt, weil eine unbezähmbare Sucht nach schnellem Reichthum ihn schon damals auf den schlimmen Weg des Wucherzinses getrieben hatte. In ruhigen Stunden der Selbsteinkehr behauptete er, diesen Drang vom Großvater zu haben, dessen Kerbholz mit bösen Denkstrichen ausgezeichnet gewesen sein sollte. Mit winzigen Summen, die er unter der Hand mit großem Profit an Collegen, kleine Geschäftsleute und Arbeiter verlieh, hatte er angefangen, bis er allmählich zum Wechselmacher großen Styls herangewachsen war.

Er zog in diesen Stadttheil, wo man ihn nicht kannte, kaufte das Haus und glaubte nun, der Strich durch seine Pechdrahtexistenz sei damit gemacht. Als entarteter Handwerker, der nie Sinn für ehrliche Arbeit gehabt hatte, schämte er sich seines früheren Berufes, und so wollte er niemals daran erinnert sein. Trotzdem klebte ihm

im Geheimen der Spitzname „Schuster Dankelberg“ an, namentlich an der Wucherbörse und unter den Schleppern und niedrigen Agenten der „Gilde“, die es ihm nicht vergeben konnten, daß er sich „gemacht“ hatte. Irgend Jemand, der ihn von früher noch kannte, hatte sich in der Nachbarschaft festgesetzt, und so galt auch hier das „Schuster Dankelberg“ als abgekürztes Verfahren, wenn man von ihm sprach, trotzdem er sich einbildete, man erblicke in ihm nur den reichen Rentier, sobald er mit einer gewissen Protzenhaftigkeit durch die Straßen schritt.

„Willst Du mich reizen?“ fragte er grob. „Dann gieb das Geld wieder zurück.“

Sie lachte vergnügt. „Mach doch nicht immer solche Littanei über das Mädchen. Dank' doch Deinem Schöpfer, daß sie uns Alle Ehre macht und alles Zeug hat, eine anständige und gebildete Frau zu werden,“ fügte sie dann ernst hinzu. „Sollte sie vielleicht werden wie der Große?“ (So wurde Eduard, der Aelteste, genannt Ede, stets in der Familie bezeichnet.) „Denk' doch daran, was er Alles ausgefressen hat. Gäbe der liebe Himmel, daß er nicht eines Tages hier wieder auftauchte und uns Schande bereitete. Das wäre

schrecklich für Emmy." Als hätte der Gedanke daran sie mit Entsetzen erfüllt, blieb sie mitten im Zimmer stehen und rang stumm die Hände.

„Ich würde ihm schon die Flötentöne beibringen," erwiderte er merkwürdig lau, schwieg sich dann aber nach einem langen Räuspern aus. Auch sie sagte nichts mehr, weil dieselben Gedanken sie wieder überkamen, wie damals, als sie bei der ersten Bekanntschaft mit Trolla von dem Unglück ihrer Söhne sprach.

Laura, ein Packet Wäsche im Arm, war wie gewöhnlich lautlos eingetreten und hatte den letzten Theil des Gespräches mit angehört.

„Mir hat die Nacht von ihm geträumt," begann sie. „Ich sah ihn, wie er sich immer weiter von mir entfernte und immer kleiner wurde, bis er endlich in einem dunklen Loch, das wie ein Tunnel aussah, verschwand. Also wird er wohl bald wieder kommen."

„Das möchtest Du wohl?" zischelte Frau Dankelberg hervor. „Dann gäbe es hier einen großen Kuddelmuddel, das wäre so nach Deiner Art. Dir paßt hier schon Vieles nicht mehr, das weiß ich."

Die Tante zuckte mit den Achseln. „Ich habe

es immer nur gut mit Euch gemeint, aber Ihr wollt ja niemals hören."

„Gut, gut!" Du hättest es gut mit uns gemeint? Das kennt man schon. Du gönnst nur Emmy ihr Glück nicht."

Laura lachte unterdrückt auf. „Glück? Wenn ich so was höre! Er wird sie nasführen und dann sitzen lassen."

„Das wäre Dein Wunsch. Aber es giebt Gott sei Dank noch anständige Menschen in der Welt."

„Gott sei Dank."

Frau Dankelberg war sehr aufgebracht. Sie trat dicht vor ihre Schwägerin hin und raunte ihr zu: „Ich weiß schon, was Du wieder damit meinst. Das soll eine Spitze gegen uns sein. Schlimm genug, daß sich das Dein Bruder gefallen läßt. Ich an seiner Stelle hätte schon längst kurzen Proceß mit Dir gemacht, wenn ich so etwas immer zu hören bekäme, denn Du ißt sein Brod."

„Grade soviel, daß ich satt werde, und das verdiene ich mir bei Euch," wandte Laura ruhig ein. „Wenn August will, daß ich gehen soll, braucht er es ja nur zu sagen."

Dankelberg jedoch schwieg sich gründlich aus. Er war an die Zänkereien zwischen den beiden

Frauen bereits so sehr gewöhnt, daß er fast gar nicht mehr darauf achtete. Sie vertrugen sich ja doch wieder und stippten gemüthlich den Kuchen in den Kaffee, wenn sie über die Nachbarschaft klatschen konnten. Er würde sich wohl auch schön hüten, sich von seiner Schwester zu trennen, denn sie wußte noch mehr als Emmy, und er fürchtete ihren losen Mund, der ihm vielleicht noch hätte Ungelegenheiten bereiten können. Wer konnte wissen, ob er sie nicht noch einmal gebrauchen mußte.

So spielte er denn mit Anstand den Dummen und that so, als hätte er bei derartigen Redensarten immer Watte in den Ohren.

Als sie aber wieder zusammenplatzten, und als Laura diesmal erregt zurückgab, sie werde sich wohl hüten, sich die Finger zu verbrennen und Trolla reinen Wein einzuschänken, weil sie ihn nicht besehen könne und es ihm gönne, wenn er hier sitzen bliebe und ihnen auf die Dauer die schönsten Schwulitäten bereite, wurde es ihm doch zu viel.

„Seid doch nur endlich stille und hört lieber die schöne Musik dadrin. Das ist doch 'was fürs Gemüth," sagte er, während er die Scheine, die er

diesmal auf den Tisch gezählt hatte, wieder zusammenraffte.

Unwillkürlich lauschten sie, denn machtvoll klang die Missa solemnis Beethovens zu ihnen herein, die sie nicht kannten und nicht verstanden, deren gewaltigem Eindruck sie sich aber nicht verschließen konnten.

Es war, als säßen dort drin zwei Menschen, die, losgelöst von dieser Welt niedrigen Denkens hier hinten, nur ganz ihren reinen Gefühlen lebten und himmlischen Regionen zustrebten, um dem Schmutze ihrer Umgebung zu entrinnen. Es brauste auf und nieder, klagend und jauchzend wie Göttergesang, nicht vollendet gespielt, aber doch mit jener Harmonie, die die Tonsprache des unsterblichen Meisters seelenvoll verstehen ließ.

„Das ist 'was Frommes," unterbrach Frau Dankelberg das Schweigen, nachdem sie eine Weile andächtig gelauscht hatte.

„Dann ist es nur schade, daß Onkel Schneider nicht hier ist," warf Laura ein, die ihre Gefühle über die Musik nicht aufkommen lassen wollte, weil es Trolla war, der sie mit hervorgerufen hatte.

„Der Kerl hat mir richtig 'n paar Sachsen darunter gegeben," sagte der Alte laut und ver-

schloß die Geldscheine endlich in das alte Cylinder-bureau neben dem Fenster. Während der letzten fünf Minuten hatten sich seine Gedanken nur um den Profit gedreht und um eine neue „Sache“, die er mit seinem Hintermann in Aussicht hatte.

Die Musik war verstummt, und es war plötzlich ganz still geworden, als müßte man sich erst von dem Spiele gründlich erholen. Laura hatte wieder das Zimmer verlassen, Frau Dankelberg aber sagte: „Ich muß 'mal fragen, was das war. Komm nur, August, und zeige Dich auch 'mal.“

Ohne zu klopfen öffnete sie die Thür.

„Aber Emmy!“ rief sie entrüstet aus und machte die Armbewegung einer besorgten Mutter, die plötzlich so thut, als seien ihr eben erst die Augen aufgegangen.

Beide Liebenden hingen Lippe an Lippe und stoben nun auseinander wie zwei aufgescheuchte Tauben. Emmy, glühend roth im Gesicht, und Trolla in der grenzenlosen Verlegenheit eines Mannes von Erziehung, der plötzlich die Empfindung einer gewissen Scham darüber hat, sich bei einer delikaten Angelegenheit nicht als Gentleman benommen zu haben.

Eine peinliche Pause trat ein, während welcher

Dankelberg, der ebenfalls Alles mit angesehen hatte, im Rahmen der Thüre stand und Trolla ermunternd wie zum Gruße zunickte, als wollte er ihm zurufen: „Benimm Dich nur gleich änständig, dann wird schon Alles gut werden.“ Dann trat er näher, reichte ihm mit einem Gutenabend-Gruß die Hand, kniff das eine Auge zu und sagte: „Schwerenöther Sie — gehen gleich aufs Ganze!“

Ein verlegenes Lächeln Trollas war die Antwort. Dann irrte sein Blick zu dem Mädchen seiner Liebe, dessen heißen Athem er noch zu verspüren glaubte, das nun aber fassungslos und, plötzlich bleich geworden, mit gesenkten Augen am Klavier stand, nicht wissend, wie sie sich verhalten sollte.

„Aber Emmy, wie kannst Du Dich nur so vergessen!“ sagte die Alte wieder und schlug diesmal mit den Händen zusammen.

„Rege Dich nur nicht auf, Mutter, es wird ja Alles jut werden,“ fiel der Alte tröstend ein, der das Kommende schon voraussah. „Der Herr Referendar ist ja ein Ehrenmann.“

Trollas Entschluß war gefaßt. Man hätte durchaus nicht nöthig gehabt, ihn an seine unzweifelhafte Gesinnung zu erinnern. Noch brannten

ihm Emmys heiße Küsse auf seinen Lippen, noch war er wie betäubt von dem berauschenden Sinnenreiz ihres Haarduftes, und noch empfand er den ganzen himmlischen Zauber, in dem ihre Seelen während der ernsten Klänge ineinander aufgegangen waren.

Die dunkle Empfindung, daß man ihn mit Gewalt zu einer Erklärung herausfordern wollte, trat zurück, er sah nur als anständiger Mann die Nothwendigkeit dazu ein. Und die Pflicht, der Geliebten zu beweisen, daß er mit ihrem Herzen nicht gespielt habe, gab ihm den Muth, sich sofort in die Situation zu finden.

„Ich bitte sehr um Entschuldigung, wenn Sie vielleicht unangenehm überrascht sein sollten," begann er höflich und freundlich. „Aber zwischen Emmy und mir ist eine Aussprache längst vorhanden. Wenn Sie nichts dagegen haben, so erkläre ich sie hiermit als meine Braut. Zugleich möchte ich ergebenst um die Hand Ihrer Tochter bitten."

„Abgemacht, Herr Referendar," sagte Dankelberg sofort und schlug kräftig in seine Hand ein. „Von nun an können wir wie vernünftige Männer reden."

„Das wird sich ja schon Alles finden," warf die Mutter ein, zog Trolla ungenirt an sich und drückte einen Kuß auf seinen Mund. Sie war so gerührt, daß ihr die Augen feucht wurden. Nun stürmte sie auch auf ihre Tochter zu, herzte sie und sagte aufgelöst vor Wonne: „Ich gratulire Dir, mein Kind."

„Dann können wir ja die Sache gleich begießen," meinte Dankelberg, dem die Weinlaune noch im Kopfe saß. Heute hatte er wirklich einen guten Tag.

Als Frau Dankelberg dann nach hinten schritt, um die freudige Neuigkeit auch Laura und Gusten zu verkünden, führte sie noch immer den Schürzenzipfel gegen die Augen. Es war doch schön, daß sie die kleine Comödie gespielt hatte, um ihn zu einem Geständniß zu bringen. Wenn schon, denn schon!

Draußen in der Küche weinte Guste vor Freude mit.

„Sind Sie denn verrückt geworden?" fragte Laura und warf die Kochringe, daß sie klirrten.

„Nee, noch nich. Aber ick hab' unsern Herrn Schwiegersohn so jern," gab Guste schluchzend zurück.

Zwei Tage später, gegen Abend, saß Trolla an seinem Schreibtisch, als es an der Außenthür bescheiden klopfte und Fritz Schneider mit feierlicher Miene hereintrat. Er trug neue, mostrichfarbene Glacéhandschuhe, schwenkte einen spiegelblanken Cylinderhut und näherte sich unter wiederholten Verbeugungen, wodurch er unstreitig seinen Respect vor seiner Umgebung andeuten wollte.

„Aha, er will gewiß gratuliren kommen," dachte Trolla, empfing ihn durchaus freundlich und lud ihn ein, Platz zu nehmen. Der Kleine verschwand fast in dem großen Fauteuil, erhob sich jedoch wieder, und ließ sich unter der Ausrede, er sitze nicht gern weich, auf einen Stuhl nieder. Er wollte heute so groß als möglich erscheinen.

Ohne Umschweife ging er auf sein Ziel los. „Sie wollen also wirklich meine Cousine heirathen, Herr Referendar?" begann er mit einem pfiffigen Lächeln und einem vorwurfsvollen Blick, was Trolla unwillkürlich heiter stimmte.

„Wenn Sie nichts dagegen haben . . .?" wandte er höflich ein und reichte dem Kleinen seine Cigarrentasche hin. Fritz schien sich sehr geehrt zu fühlen, denn er fuhr sofort von seinem Sitz auf, bedankte

sich und ließ es sich nicht nehmen, Trolla aus seiner eigenen Streichhölzerbüchse Feuer zu geben.

„Ich scheine ihn doch verkannt zu haben," waren Trollas Gedanken wieder, der in ihm bisher einen boshaften Zug entdeckt zu haben glaubte.

„Was sollte ich wohl dagegen einzuwenden haben, Herr Referendar," erwiderte Schneider junior, während er mit etwas verqualmten Augen an der Cigarre sog, die ihm anscheinend zu stark war. „Sie sind hübscher und größer als ich, das ist eben ausschlaggebend. Habe ich mir nicht alle Mühe gegeben, Emmy Ihnen wieder abspenstig zu machen, aber will sie denn? Ich erbe 'mal ein großes Haus und noch viel mehr, und bin Vaterns Einziger, und Sie sind vorläufig noch Nichts. Aber wie gesagt — will sie denn? Das ist nun der Dank für das viele Klavierspielen — vierhändig!"

„Recht schade," warf Trolla ein, durch die Liebestragik des Kleinen humoristisch gestimmt. „Aber trösten Sie sich. Bei Ihren vortrefflichen Eigenschaften werden Sie gewiß noch viel von heirathslustigen Damen umschwärmt werden."

„Glauben Sie?" gab Fritz zurück und blickte ihn mit seinen großen, wasserblauen Augen prüfend an. Er wußte nicht, sollte er mißtrauisch sein oder

sich geschmeichelt fühlen. Dann fuhr er seufzend fort: „Was nutzt das Alles, wenn man Einer nur gut ist. Sie wollte gewiß noch, wenn Sie sich von ihr lossagten. Sie würde dann bald den Schmerz überwinden, sich in Alles fügen und doch noch mit mir vorlieb nehmen. Wenn es auch nur aus Aerger wäre, Sie nicht bekommen zu haben. Die Mädchen sind ja darin komisch. O, ich kann Ihnen sagen — ich habe auch schon meine Erfahrungen hinter mir... Ich würde sogar in diesem Falle ein gutes Wort für Sie bei meinem Vater einlegen."

Trolla, der diesen Hinweis in seiner richtigen Bedeutung nicht verstand, schüttelte nur lächelnd mit dem Kopfe. Fritz jedoch, der im besten Zuge zu sein glaubte, gab seinem Stuhl hintereinander mehrere Rucke, sodaß er nun dicht vor Trolla saß, tippte diesen gemüthlich an und redete mit unterdrückter Stimme auf ihn ein.

„Sie können sie ja eigentlich gar nicht heirathen, Herr Referendar. Ein feiner Mann wie Sie, dessen Bruder Officier ist! Ich bitte Sie! Die faulen Geldsachen gehn ja noch, aber Sie können doch keinen Verbrecher zum Schwager haben. Ede war immer das räudige Schaf in der Familie, hatte keine Lust zum Arbeiten und stahl und betrog wo

er konnte. Das letzte Mal saß er wegen Unterschlagung."

Plötzlich blaß geworden, ließ ihn Trolla ruhig weiter reden, denn diese Enthüllung hatte er nicht erwartet.

„Bedenken Sie doch, wenn er hier wieder auftauchte und Ihnen über den Weg liefe. Was für Unannehmlichkeiten für Sie! Mich genirts nicht mehr, denn ich habe keine Rücksichten zu nehmen. Ich kenne auch schon seit Jahren die ganzen Verhältnisse. Aber Sie, der Sie eine große Carrière vor sich haben — —! Nein, nein — Sie könnten sich dabei nicht wohl fühlen."

Er fuchtelte mit dem Cylinderhut umher, weil das lebhafte Sprechen ihm die Ruhe nahm.

Und als Trolla in das bleiche Gesicht blickte, aus dem die verhaltene Eifersucht deutlich ihre stumme Sprache redete, fühlte er sich angewidert bei dem Gedanken, dieser unschöne Kobold könnte jemals Besitz von Emmy ergreifen. Er bog sich weit über die Lehne des Sessels zurück, um jede Berührung mit ihm zu vermeiden.

Fritz ließ sich jedoch nicht stören, sondern tippte nun ins Leere hinein: „Gewiß wird man Ihnen schon Andeutungen darüber gemacht haben, aber

Alles werden Sie doch noch nicht wissen," begann er wieder, brach aber verblüfft ab, als Trolla sich plötzlich erhob und ihm ins Wort fiel: „Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilung, aber sie kommt etwas zu spät. Das wußte ich bereits Alles."

Zu seiner ganzen Höhe emporgereckt, blickte er mit erzwungenem Lächeln auf den Kleinen.

„Sie wußten? Ja dann —." Während Schneider junior wie ein Talmigeck mit den behandschuhten Fingern über den Rand des Cylinderhuts fuhr, lächelte er blöde, als stünde er plötzlich vor etwas Unfaßbarem, was nicht in seinen Schädel könnte.

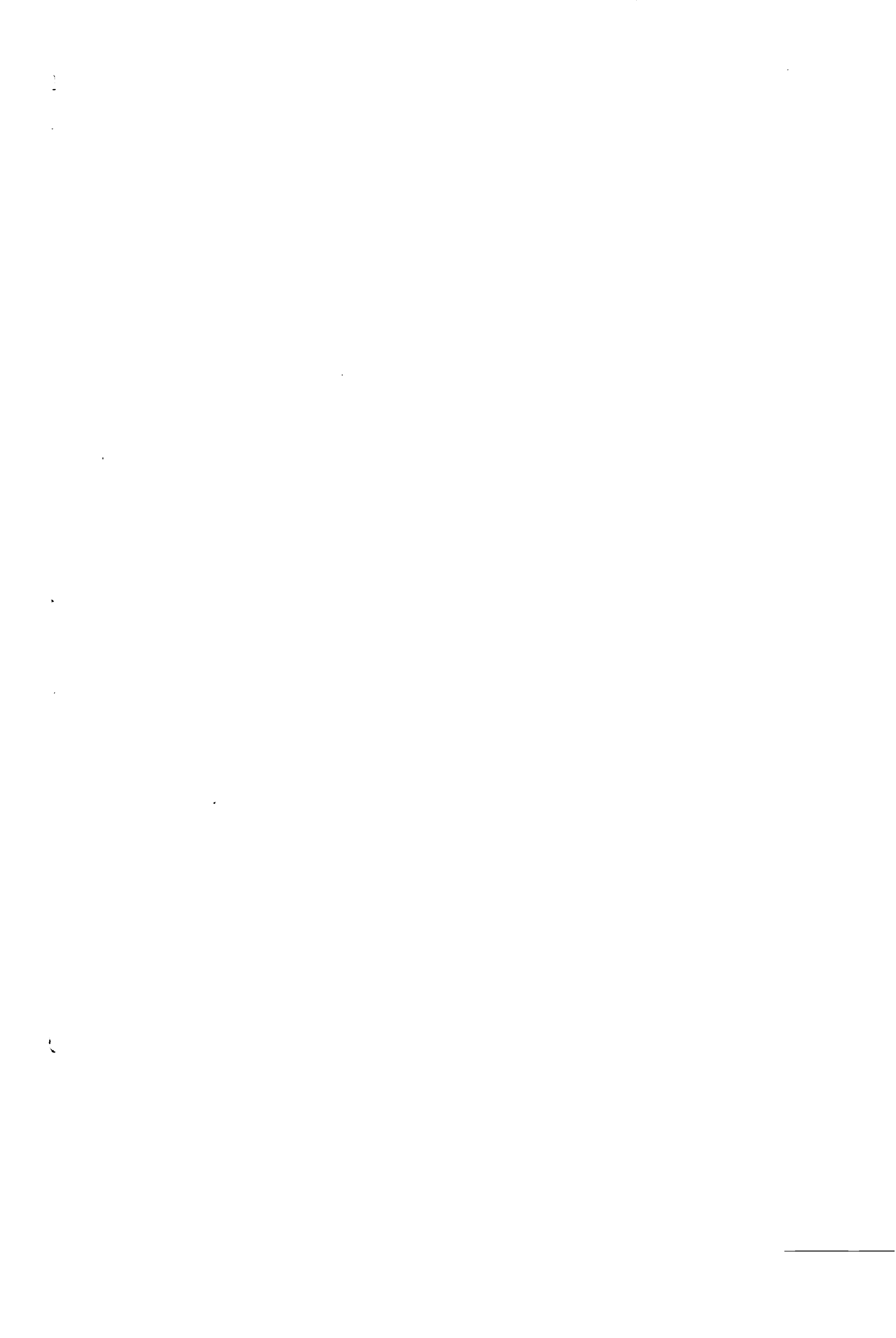
„Bitte um Entschuldigung für die Störung," verabschiedete er sich dann und machte nun einen leichten Bückling, der sehr im Gegensatz zu den vorangegangenen Verbeugungen stand. Weßhalb sollte er jetzt noch große Umstände machen! Dieser Herr Referendar erschien ihm plötzlich als ein Mensch, dessen Charaktereigenschaften er sehr überschätzt hatte. Der nahm jedenfalls die Mitgift, wo er sie herbekam und drückte zu Allem ein Auge zu, wie sein zukünftiger Schwiegervater es zu thun pflegte.

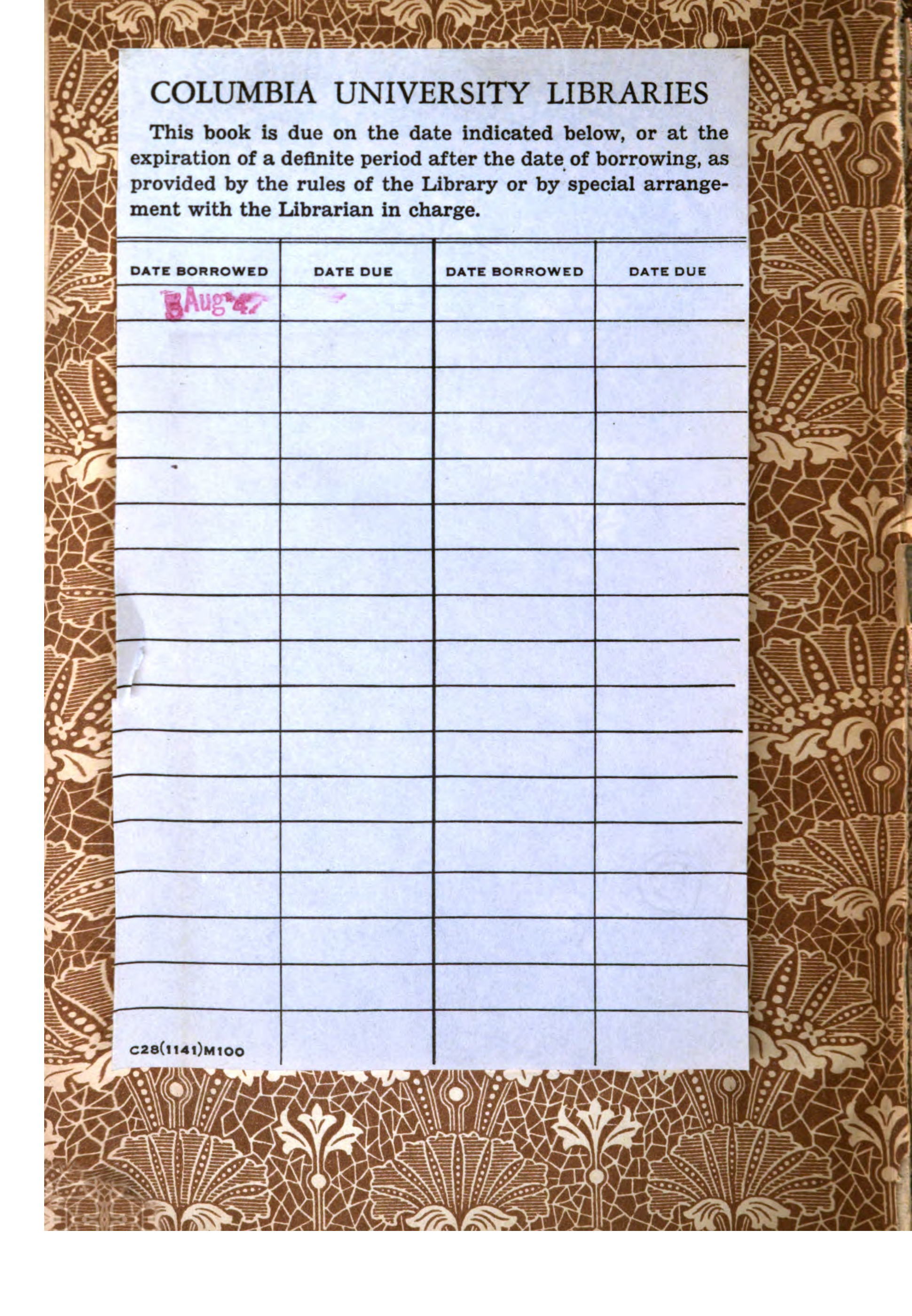
Die Thür war ins Schloß gefallen. Trolla

ließ sich wieder an seinem Schreibtisch nieder und starrte vor sich hin, erfüllt von unklaren Gemüths-bewegungen, die ihn in ihrem Banne hielten. Dann bekam er seine Festigkeit wieder. Nein, nein — er durfte die Schwester nicht für den Makel des Bruders verantwortlich machen! Wie könnte er sonst jemals in seinem Leben das Rechte vertheidigen!

(Ende des ersten Theiles.)

A. Rietz & Sohn, Naumburg a. S.






COLUMBIA UNIVERSITY
0035531703

